



ARCHIWUM
LEGIONÓW
i N. K. N.

Nr 22

Piłsudski

KKD



M ä n n e r u n d M ä c h t e

K. Kittler Verlag G.m.b.H. : Berlin W 35

Friedrich Wilhelm von Dercken

Marshall Piłsudski

Der Schöpfer und Lenker
des neuen Polen

Mit 17 Abbildungen

Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Dr. Karl Meyer GmbH, Leipzig W 31

Umschlag-Entwurf: Fritz Eggers

Einleitung

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es eine Periode, in der die deutsche Öffentlichkeit im Besitz einer mengenmäßig recht umfangreichen Polenliteratur in deutscher Sprache war. Das war jene Zeit, in der das deutsche Bürgertum den nationalen Freiheitskampf des polnischen Volkes als einen Kampf in der Linie seiner eigenen bürgerlich-liberalen Ideologien ansah. Dazu trat die Begeisterungsfähigkeit der Romantik, und aus all diesen Bestandteilen wob sich ein bunter Teppich deutscher Polenliteratur, der den Eindruck des edlen und unglücklichen Polen in freilich nur nebelhaften Umrissen prägte.

Nicht zuletzt aus dieser gutwilligen, aber schief gesehenen deutschen Polenliteratur wuchsen jene politischen Erfahrungen der deutschen Bürgerlichkeit mit dem polnischen Nationalismus, die als bittere Enttäuschungen ehrlich empfundenen Mitgefühls wirksam werden konnten und werden mußten.

Diese Enttäuschung wiederum hatte eine Abwendung der deutschen Publizistik von den Fragen Polens zur Folge. Man wollte sich ungerne noch einmal so enttäuschen lassen, wie das etwa im Jahre 1848 der Fall gewesen war, und das Problem Polen wurde aus dem Kreise des breiten öffentlichen Interesses mit fast resignierender Handbewegung fortgeschoben. Es blieb ein Teil des unangenehmen politischen Geschäftes und wurde nur dann gelegentlich einmal wieder etwas herausgestellt, wenn innerpolitische deutsche Oppositionswünsche die Polenfrage als Sturmbock gegen eine mißliebige Regierung verwendbar erscheinen ließen. Das war nicht zuletzt in der ganzen Zeit des Kulturkampfes so. Aber es wäre falsch, aus diesem gelegentlichen Hervor-

holen der Polenfrage auf ein wirkliches Interesse der breiten deutschen Öffentlichkeit an dem Problem selbst schließen zu wollen.

So finden wir denn eine merkwürdige und in unserem eigenen Interesse tief bedauerliche Lücke in der Kenntnis und Beschäftigung Öffentlichkeit, aber auch ihre fast ebenso große geistige Wehrlosigkeit mit den Fragen des polnischen Nationalkampfes, die fast zwei Menschenalter umfaßt.

Der tragische Kriegsausgang und seine Folgen stellten daher eine innerlich völlig unvorbereitete deutsche Öffentlichkeit mit unerhört hartem Ruck vor die Tatsache einer polnischen Nationalexistenz, die in den Jahrzehnten vorher aus den angedeuteten Gründen in Deutschland stets beiseite geschoben worden war. Es unterliegt heute kaum einem Zweifel, daß die erstaunte Empörung der gesamten deutschen Öffentlichkeit, aber auch ihre fast ebenso große geistige Wehrlosigkeit gegen die Ansprüche Polens nicht zuletzt auf diese Unkenntnis über das polnische Problem als solches zurückgeführt werden muß.

Selbst die unendlich bitteren und für jeden Deutschen tief schmerzlichen Vorgänge und Ereignisse, die in den ersten Monaten und Jahren nach 1918 im deutschen Osten sich zutrugen, vermochten keine grundlegende Wandlung in der Frage des Interesses am polnischen Volk und an seinem neuen Staate hervorzurufen. Nur so ist die leichtfertige und unendlich schädliche These vom polnischen „Saisonstaat“ entstanden, und nur so hat sie sich fast ein Jahrzehnt nach dem Kriegsende halten können.

Es soll hier gar nicht der Versuch unternommen werden, eine fade weiße Salbe über die schweren und schmerzlichen Wunden zu streichen, die das neu erstehende und neu erstandene Polen dem Deutschen Reiche geschlagen hat. Aber es gehört zu den Dingen, mit denen sich nicht auseinanderzusetzen tödliche politische Trägheit wäre, wollte man aus Schmerz über die erlittenen Verluste in resignierter und ablehnender Unkenntnis über die wahren und lebendigen Triebkräfte unseres nächsten und vielleicht wichtigsten östlichen Nachbarn verharren.

Das neue Polen ist der Staat seines stärksten und aktivsten Vor-

kämpfers; es ist der Staat des Marschalls Josef Pilsudski. Von dieser Tatsache wird man bei jeder Betrachtung des modernen Polen ausgehen müssen, und diese Persönlichkeit wird noch auf lange dem polnischen Staate ihren unverwischbaren Stempel aufdrücken. Man kann unzweifelhaft viel Kluges und Interessantes über das moderne Polen sagen, doch stets wird man sich der Gefahr aussetzen, ähnlich in die Irre zu gehen, wie die deutsche Polenliteratur der Romantik, wenn man nicht jeder Betrachtung des neuen polnischen Staates den Maßstab der historischen Erscheinung Josef Pilsudskis unterlegt. Sein Leben und sein Kampf sind die Grundlagen des polnischen Staates. Seine Ideen sind die polnische Nationalidee schlechthin, und sein Lebenslauf, der hier in Umrissen zu skizzieren versucht wird, bietet überhaupt erst die Möglichkeit, der Erkenntnis des modernen polnischen Staates näherzukommen.

Bei der Beschaffung des Tatsachenmaterials konnte der Verfasser sich außer auf die polnischen Biographen des Marschalls Pilsudski auch auf Mittheilungen amtlicher polnischer Stellen stützen.

Der Henker regiert

Der Aufstand von 1863 ist zu Ende. Hunderttausend russische Soldaten, ausgerüstet mit Gewehren und Munition, mit der modernen Artillerie einer damaligen Armee, haben in länger als einem Jahre den verzweifeltsten Widerstand von ein paar tausend schlecht ausgerüsteten, unausgebildeten polnischen Patrioten niedergeschlagen. Die Gefängnisse in Polen und in Litauen sind überfüllt. Die Kriegsgerichte arbeiten mit Doppelschichten. Überall im Lande stehen die Galgen, und gen Osten ziehen täglich die traurigen Züge der Deportierten, angetrieben von den Knutenschlägen der eskortierenden Kosaken.

In Wilna regiert als Gouverneur des Zaren Graf Murawiew. Aber das Volk nennt ihn nicht bei diesem Namen. Es kennt ihn nur unter der Bezeichnung, die er sich gleich in den ersten Wochen seines Regimes erworben hat: in Wilna regiert der Henker.

Auf dem Lande draußen herrscht bittere Not. Murawiew, der Henker, hat sein besonderes bewährtes System, mit polnischen Gutsbesitzern fertig zu werden. Auf jedem Gutshof werden ein paar Duzend Kosaken oder andere russische Soldaten einquartiert. Dort leben sie herrlich und in Freuden. Der Gutsbesitzer mag sehen, wie er sie unterbringt und verpflegt. Aber das ist nicht alles. Der Graf Murawiew hat einen ausgeruhten Kopf. Die Gutsbesitzer müssen eine Sondersteuer zahlen. Rund zehn Prozent von allem, was sie einnehmen, fließen in die Kassen nach Wilna als Dauerkontribution für alle, die im Verdacht stehen, mit dem Aufstande von 1863 auch nur sympathisiert zu haben.

In wenigen Jahren sind viele Hunderte von polnischen Gutsbesitzern wirtschaftlich am Ende. Aus wohlhabenden Familien sind mehr oder weniger Proletarier geworden.

In den Städten sieht es nicht anders aus. Die polnische Sprache ist von den Straßen verschwunden. An keinem öffentlichen Ort darf

ein Wort polnisch gesprochen werden. Man muß seine Zunge hüten: ein einziges „Grüß Gott“ oder „Auf Wiedersehen“ in der polnischen Muttersprache reicht aus, um den ganzen Apparat polizeilicher Untersuchungen und Schikanen in Gang zu bringen, und die Verdächtigen haben Glück, wenn es mit ein paar Nächten im nächsten russischen Gefängnis abgeht und nicht ohne Gerichtsurteil eine administrative Verbannung nach Sibirien erfolgt.

Das Land ächzt unter der Faust des Henkers. Aber der Mensch will leben. Die, an denen der russische Nachfeldzug persönlich vorbeigegangen ist, haben das Gefühl, daß gegen diese Gewalt doch wohl kaum etwas zu unternehmen sei. Sie ducken sich und lassen am liebsten niemanden merken, daß sie nicht Russen sind. Sie wollen vergessen, was war, wenn man ihnen nur die Möglichkeit läßt, zu leben und vielleicht sogar ihre Geschäfte zu machen. Und siehe da: Sie merken, daß man auch auf russisch Geld verdienen kann. Es geht wirtschaftlich irgendwie aufwärts. Weshalb soll man den neu beginnenden Wohlstand durch nationalistische Experimente gefährden? Weshalb soll man die russischen Herren reizen? Man denkt nicht mehr an den alten Traum von einem unabhängigen polnischen Reich. Man schiebt das alles beiseite und ist Geschäftsmann oder Arzt oder Rechtsanwalt. Und verdient sein Geld.

Und bald nicht nur mehr das. Sie beginnen zu überlegen, diese Bürger und Geschäftsleute, daß es doch eigentlich ein Wahnsinn gewesen sei, dem Traum von der Unabhängigkeit Polens nachzulaufen, wenn dieser Traum in der Wirklichkeit nur Schrecken, Blut und Elend über das Land bringt. Erst leise und halb verstohlen, und dann immer lauter sprechen sie davon, daß dieser ganze Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit ein Unsinn gewesen sei, und sie nennen den verzweifelten Kampf des Jahres 1863 ein Verbrechen, ein Verbrechen, das nie wiederholt werden dürfe.

Das ist die Atmosphäre, in die hinein am 19. März 1867 Josef Pilsudski geboren wird. Sein Vater ist ein aufrechter Mann, der Sproß einer alten polnisch-litauischen Adelsfamilie. Er hat am Auf-

stand von 1863 teilgenommen als Kommissar der geheimen Nationalregierung. Die Kosaken Murawiews haben ihn geplagt. Das ehemals recht stattliche Vermögen ist zusammengeschmolzen. Ein Brand hat fast das letzte vernichtet.

Mit tiefem Ingrimm sieht Josef Pilsudskis Vater das feige Sich-ducken vieler seiner Landsleute. Er macht es sich nicht so leicht wie die anderen. Er kann nicht jetzt unter der Faust des Henkers all das zum alten Eisen werfen, wofür er bisher gelebt und gekämpft hat. Die Frau an seiner Seite, Maria Pilsudska ist ihm eine tapfere und niemals versagende Kameradin. Sie sieht und fühlt das Elend um sie herum. Aber sie bleibt aufrecht und gibt nicht nach. Ihre Kinder sollen wissen, daß sie Polen sind; ihre Kinder sollen ein polnisches Elternhaus haben, und die Großen aus der polnischen Geschichte sollen ihren Söhnen Vorbilder für ihr späteres Leben werden.

In Wilna besucht der junge Josef Pilsudski das Gymnasium. Schon nach den ersten Schultagen sieht die Mutter, wie das Kind immer gedrückter wird. Sie weiß, wie diese russischen Schulen aussehen und welcher Geist in ihnen herrscht. Aber es hilft nichts. Ihr Sohn muß da hindurch. Jeder Privatunterricht ist streng verboten. Er könnte ja polnisch sein.

Und so beginnt der erbitterte Kampf der Maria Pilsudska gegen diese russische Schule. Dieser Kampf ist ein jahrelanger ständiger Kleinkrieg um die Seele ihres Sohnes. Josef Pilsudski trägt die Uniform eines russischen Gymnasiasten. Seine Lehrer sind Russen, die die Aufgabe haben, aus polnischen Kindern russische Staatsbürger zusammenzuprügeln. Diese Lehrer unterziehen sich ihrer Aufgabe mit verbissener Energie. Die ganze Schule ist voll von der Atmosphäre gegenseitiger Abneigung, gegenseitigen Mißtrauens, gegenseitiger Spionage. Wenn während der Pause zwei oder drei der Kinder in irgendeiner Ecke zusammenstehen, dann pirscht sich heimlich ein Lehrer heran, um zu hören, ob die Jungens nicht vielleicht untereinander doch polnisch sprechen. Und wehe ihnen, wenn ein polnisches Wort gehört wird.

In den Stunden russisch, immer nur wieder russisch. Den unglücklichen Jungen zerspringt fast der Kopf, aber nicht darauf kommt es an, sondern es geht allein um die Frage, ob man mit Schulunterricht polnisches Blut in russisches verwandeln kann.

Das Schlimmste aber ist der Geschichtsunterricht. Man hat in Petersburg im Unterrichtsministerium für diese russischen Schulen in Polen und Litauen besondere Geschichtsbücher zusammengestellt. Und in diesen Geschichtsbüchern wird alles, was an die Geschichte des polnischen Volkes erinnern könnte, mit Bedacht in den Schmutz gezogen. Es gibt Lehrer, denen diese offiziellen Geschichtsbücher noch nicht ausreichend erscheinen. Sie erfinden höchstpersönlich Lügen und Verdrehungen, die die polnischen Kinder auswendig lernen müssen. Stanislaus, der letzte König von Polen? Ein verräterischer und abtrünniger Günstling unserer großen Zarin Katharina.

Das ist ungefähr noch das Mildeste. Es gibt viel Schlimmeres. Und niemand, der Kinder kennt und Kinder liebt, wird darüber verwundert sein können, wenn Josef Pilsudski viel viel später einmal einem seiner Biographen von dieser Schulzeit als fast von dem Schrecklichsten, was er je erlebt habe, erzählt hat.

„Meine ganze Schulzeit“, so sagt er, „war eine einzige dauernde Qual. So tief hat sich das bei mir eingegraben, daß ich heute noch, wenn ich einmal einen schlechten Traum habe, von jenen russischen Lehrern träume, die mit all ihren Gemeinheiten meine Kindheit systematisch zu vergiften versuchten.“

Gegen diese Schule kämpft Maria Pilsudska. Abends, bei dicht verschlossenen Fenstern und Türen, nimmt sie ihren Sohn auf den Schoß und erzählt ihm von der Geschichte Polens. Sie spricht zu ihm wie zu einem Großen. Es ist unmöglich, kindlich zu sein, wenn sie die Augen dieses Jungen sieht. Sie erzählt ihm von dem Bauern Piast, der König von Polen wurde. Sie spricht von den Zügen Boleslaws des Kühnen, dessen Reich und Einfluß von der Elbe bis ans Schwarze Meer reichte. Sie erzählt von Kasimir dem Großen, dem Bauernkönig, der ein hölzernes Polen vorfand und ein gemauertes

zurückließ. Sie zeichnet all die Bilder einer großen Vergangenheit aus der Zeit der Jagellonenfürsten, und diese Bilder sind schön und erhaben. Sie sind vielleicht manchmal ein wenig zu freundlich. Aber das ist notwendig, denn es geht ja darum, das russische Gift unschädlich zu machen. Und dann erzählt sie dem Kinde auf ihrem Schoß von dem Kampf seines niedergeworfenen Volkes um die Freiheit. Sie macht ihm den großen Thaddäus Kosciuszko lebendig; die Namen Dubienka und Raclawice bekommen Leben und Fülle, und der blutig dramatische Tag von Maciejowice, an dem Kosciuszko schwer verwundet den Russen in die Hände fiel, wird in der Schilderung der Mutter zu dem, was er tatsächlich gewesen ist: zur Geburtsstunde eines neuen polnischen Nationalgefühls, das den Kampf aufnehmen konnte und aufgenommen hat, diesen Kampf, der jetzt scheinbar zu Ende sein soll.

Von Johann Heinrich Dombrowski, dem Schöpfer der polnischen Legionen, die unter den Fahnen des großen Napoleon fochten, erzählt Maria Pilsudska ihrem Sohn. Sie spricht ihm von allem, von dem sie glaubt, daß es ein Gegengewicht gegen den Schmutz dieser russischen Schulen sein könnte.

So kämpft die Mutter, und so wächst der junge Pilsudski heran. Noch ist sein Weg nicht klar bestimmt. Noch liegt das Ziel weit, weit in den Wolken. Aber die Kräfte des Knaben und die Sehnsucht des Jünglings beginnen allmählich sich zu straffen. Aus ihm wird kein weicher Bürger werden. Er wird nicht zu denen gehören, die ihr Polentum vergessen, um bequemer Geld verdienen zu können. Die Saat, die das Elternhaus gepflanzt hat, ist gut und stark. Und eines Tages wird sie aufgehen und Frucht tragen.

*

Noch ehe Josef Pilsudski seine Wilnaer Schulzeit abgeschlossen hat, trifft ihn ein schwerer Verlust. Im Alter von noch nicht ganz vierzig Jahren stirbt seine Mutter. Die Trauer über den Tod dieser Frau, die seinem Leben Inhalt und seiner bitteren Kindheit Licht ge-

geben hat, ist unendlich groß. Aber dieser junge Pilsudski wird durch den Schicksalsschlag, so schwer er ihn auch empfindet, nicht aus der Bahn geworfen. Im Unterbewußtsein spürt er, daß die russischen Unterdrücker auch das Leben der geliebten Mutter auf dem Gewissen haben. Die Anforderungen, die ein Leben unter der Regierung eines Murawiew an eine gute polnische Patriotin gestellt haben, waren zu groß. Der Kampf, den Maria Pilsudska für ihren Sohn geführt hat, hat die Widerstandskräfte des nicht allzu robusten Körpers aufgezehrt.

Josef Pilsudski bezieht die Universität Charkow, um Medizin zu studieren. Nicht für lange. Nach knapp einem Jahre zwingen ihn die russischen Polizeibehörden, die Stadt Charkow zu verlassen. Man hat ihn in Verbindung mit Studentenunruhen gebracht, und obwohl nicht das Geringste nachzuweisen ist, genügt der Verdacht, um die Relegation von der Universität herbeizuführen.

Pilsudski kehrt nach Wilna zurück. Er denkt daran, im Auslande weiterzustudieren. Aber vorläufig bleibt er zunächst einmal in Wilna. Vielleicht wäre sein Leben anders verlaufen, wenn er seine ursprüngliche Absicht, ins Ausland zu gehen, verwirklicht hätte. Aber es gehört doch wohl zu jenen inneren Notwendigkeiten, die das Leben Josef Pilsudskis in seinem ganzen Verlaufe bestimmt haben, daß er den Plan des Auslandsstudiums nicht verwirklichte, sondern in Wilna blieb.

So gerät Pilsudski in Wilna in einen Kreis von jungen polnischen Intellektuellen, die sich sehr intensiv mit dem Studium sozialistischer Fragen beschäftigen. Diese jungen Studenten und Schüler verschlingen in heimlichen Zusammenkünften alles, was ihnen an sozialistischer Literatur irgendwie erreichbar ist. Bei dicht verschlossenen Türen und hinter verhängten Fenstern diskutieren sie nächtelang, und immer klarer schält sich bei manchen von ihnen die Erkenntnis heraus, daß dieser Sozialismus vielleicht einmal eine Waffe in dem Kampfe des polnischen Volkes um seine Freiheit werden könne. Noch ist das alles bei den meisten dieser jungen Menschen und auch bei Pilsudski unklar und verschwommen. Noch spielen Ideen von der internationalen

Solidarität der Arbeiterklasse eine große Rolle. Man verehrt Marx und Engels, ohne sie recht zu begreifen. Man fühlt nur, daß hier etwas Neues zu sein scheint. Man spürt den Gegensatz dieser Auffassungen zum Knutenregime des Zaren, und schon deshalb fühlt man sich zu diesem Sozialismus hingezogen.

Monat um Monat verschiebt Josef Pilsudski seine Abreise ins Ausland. Eine magische Gewalt hindert ihn daran, Wilna zu verlassen. Und so trifft ihn das Schicksal, das ihm bestimmt ist.

Im Jahre 1887 findet ein junger russischer Student Zutritt zu dem Kreise Pilsudskis und seiner Freunde. Er kommt aus Petersburg und gehört einer Geheimverbindung russischer revolutionärer Studenten an. Dort in Petersburg spielt man mit dem Gedanken eines Attentates auf den Zaren Alexander III. Der Petersburger Student hat den Auftrag, Verbindung mit den Wilnaer polnischen Sozialisten aufzunehmen und sie zur Teilnahme zu gewinnen.

In nächstehenden Diskussionen wird das Projekt beraten. Die Mehrzahl der jungen Leute ist nicht abgeneigt, teilzunehmen. Die Romantik einer derartigen Verschwörung reizt sie. Sie haben das Gefühl, daß eine Tat besser sei als ihre theoretischen Diskussionen.

Josef Pilsudski, dem man später immer wieder vorgeworfen hat, daß er ein hoffnungsloser Romantiker sei, ist einer der wenigen, die ganz klar und kalt ablehnen. Vergeblich versucht der Russe, ihn zu überzeugen. Pilsudski hört sich alles an, was der Petersburger Student zu sagen hat. Aber dann schüttelt er wieder und wieder den Kopf.

„Sie vergessen, so erklärt er, daß wir Polen sind. Uns interessiert vor allem und ganz allein der Kampf gegen das System der russischen Unterdrückung unseres Volkes. Uns geht es nicht um das Leben dieses oder jenes Zaren. Das Elend, die geistige Knechtung der polnischen Arbeiter und Bauern sind für uns das Primäre und nicht irgendein Wechsel in der russischen Regierung. Sie, mein Lieber, werden nicht die Garantie übernehmen können, daß der Nachfolger Alexanders III. in der polnischen Frage einen anderen Standpunkt einnehmen wird als der jetzige Zar.“

Der Petersburger Student fährt schließlich unverrichteter Dinge wieder zurück. Pilsudski ist der Meinung, daß die Gefahr eines sinnlosen Attentates damit vermieden ist. Doch das ist ein Irrtum. Einer aus dem Wilnaer Kreise, Titus Paszkowski, ist von der Idee des Attentates so erfüllt, daß er, ohne seine Freunde darüber zu unterrichten, Verbindung mit den Petersburger Verschwörern aufnimmt. Er übernimmt es sogar, für den geplanten Bombenanschlag den notwendigen Sprengstoff zu besorgen. Er glaubt, dazu in der Lage zu sein, weil er von Beruf Apotheker ist und auf diese Weise ziemlich unauffällig sich die notwendigen Chemikalien verschaffen kann.

In Petersburg ist man den jungen Verschwörern bereits auf der Spur. Die russische Geheimpolizei versteht ihr Handwerk. Sie verfügt über genügend Persönlichkeiten, um über die Vorgänge in allen möglichen Zirkeln und Geheimbünden dauernd unterrichtet zu sein. Man braucht zu diesem Zweck ja schließlich nur ein paar zuverlässige Spigel. Und die sind für Geld immer und überall zu haben.

Man könnte ohne weiteres zuschlagen. Man hätte dann die Petersburger Verschwörerclique in der Hand. Aber es besteht die Möglichkeit, daß die Verschwörung bereits weitere Kreise gezogen hat. Deshalb wartet man noch ab und beauftragt den Verräter Kantcher, festzustellen, wohin von Petersburg aus die Fäden der Verschwörung laufen.

Kantcher ist seit Monaten schon ein eingeführtes Mitglied der Petersburger Verschwörergesellschaft. Er weiß, daß gewisse Fäden nach Wilna laufen. Aber wer dort an der Verschwörung beteiligt ist, das ist ihm noch unbekannt. Vergeblich bemüht er sich, festzustellen, wer die Wilnaer Vertrauensleute der Petersburger Verschwörer sind. Woche um Woche vergeht, und allmählich werden die Auftraggeber Kantchers bei der russischen Geheimpolizei nervös. Immer energischer verlangen sie Namen. Schließlich kommt es so weit, daß Kantcher fürchtet, man werde ihn für unzuverlässig halten, wenn er nicht bald handgreifliche Resultate zu liefern vermag. Und so geschieht das, was bei der Arbeit von Spigeln und Spionen immer wieder vorkommt:

Wenn diese Art von Menschen nichts Positives weiß oder feststellen kann, dann erfindet sie etwas.

An der Universität Petersburg studieren eine Reihe von Polen, unter ihnen Josef Pilsudskis Bruder Bronislaw. Mit ihm knüpft Kantcher Verbindungen an, und eines Tages erklärt er ihm, daß er in einer persönlichen Angelegenheit nach Wilna fahren müsse. Schon wochenlang hat Bronislaw Pilsudski nichts von seinem Bruder Josef gehört. So bittet er Kantcher, seinen Bruder in Wilna aufzusuchen und ihm Grüße zu bestellen. Nun hat Kantcher wenigstens eine Adresse in Wilna.

Nach kurzem Aufenthalt in Wilna kehrt Kantcher nach Petersburg zurück. Irgend etwas Positives hat er nicht feststellen können. Aber da seine Auftraggeber Resultate von ihm verlangen, so behauptet er ganz kühn, daß die Brüder Pilsudski die Verbindungsleute der Verschwörer nach Wilna seien. Nun schlägt die russische Polizei zu. Die Petersburger Verschwörer werden verhaftet, und außer ihnen die beiden Brüder Pilsudski. Nichts ist gleichgültiger als die Tatsache, daß man wirkliche Beweise gegen die beiden Pilsudskis nicht besitzt. Der Verräter Kantcher bleibt bei seiner Aussage. Und das genügt.

Auf achtzehn Jahre Zwangsarbeit und Verbannung lautet das Urteil gegen Bronislaw Pilsudski; sein Bruder Josef wird auf fünf Jahre nach Sibirien verschickt.

*

Tausende von Polen sind im Laufe des polnischen Unabhängigkeitskampfes den fürchterlichen Weg nach Sibirien gegangen. Viele von ihnen sind niemals zurückgekehrt.

Für Josef Pilsudski wird dieser Leidensweg zum entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Die erste Zeit der Verbannung verbringt er in Kirynsk an der Lena. Dort im Norden erkrankt er schwer und wird deshalb nach einiger Zeit nach Tunka weiter südlich überführt. Hier kommt er in Berührung mit einem Manne, der sehr bald großen

Einfluß auf ihn gewinnt. Bronislaw Szwarcce hat Furchtbares durchgemacht. Als Funktionär der geheimen Nationalregierung während des Aufstandes von 1863 ist er von den Russen verhaftet worden. Nur ein Zufall hat ihn davor bewahrt, am Galgen zu enden, wie die meisten übrigen Mitglieder der Nationalregierung. Sieben Jahre lang hat er mit Ketten gefesselt in den Kasematten der Festung Schlüsselburg gelegen. Er hat nicht mehr geglaubt, jemals die Sonne wiederzusehen. Dann kam die Begnadigung zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien. All das hat Bronislaw Szwarcce durchgemacht, ohne innerlich zu zerbrechen. Er weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat. Die sieben Jahre Schlüsselburg haben seine körperliche Widerstandskraft völlig untergraben. Aber in dem von Schwind sucht ausgehöhlten Körper lebt ein brennender Wille und im Zusammensein mit dem jungen Josef Pilsudski flammt all die Energie dieses Mannes noch einmal auf. Er fühlt, bewußt oder unbewußt, daß er an diesen jungen Menschen die Tradition des polnischen Freiheitskampfes weitergeben muß.

In den Gesprächen mit Bronislaw Szwarcce gewinnen die vagen Vorstellungen, die Josef Pilsudski bisher von der Verbindung des Sozialismus mit dem Kampfe für die Freiheit seines Volkes gehabt hat, reale Gestalt. Gegen den russischen Unterdrücker kann man nicht die Satten und Zufriedenen in den Kampf führen. Wer mehr zu verlieren hat als nur seine Ketten, ist für einen scheinbar so aussichtslosen Kampf nicht geeignet. Josef Pilsudski weiß, daß er, auch wenn seine fünf Jahre Verbannung vorüber sind, zeit seines Lebens den Stempel des sibirischen Sträflings, des politisch Unzuverlässigen tragen wird. Aber er weiß auch, daß all das Leid, das sein Volk durch Generationen zu tragen gehabt hat, eines Tages fruchtbar gemacht werden kann und fruchtbar gemacht werden muß. Das ganze polnische Volk leidet. Niemand weiß das besser als er. Aber für die Freiheit werden am ersten die kämpfen, die am meisten zu leiden haben. Und das sind in Polen die Arbeiter und die Bauern. Zu ihnen muß man sprechen, an sie muß man herankommen, wenn man wirklich etwas er-

reichen will. Und nicht nur etwas, sondern das letzte: ein freies polnisches Volk in einem freien polnischen Reich.

Und das ist das Ziel, mit dem Josef Pilsudski im Jahre 1892 aus Sibirien heimkehrt. Ein Ziel, das in den Wolken zu schweben scheint. Ein Ziel, das nur ein Mensch sich stecken kann, der aus mystischen Tiefen den Sinn des Leidens seines Volkes spürt und den dieser Sinn vorwärts treibt über alle Hindernisse hinweg.

Ein Romantiker der Idee, ein Realist der Tat, so hat Pilsudski selbst sich später einmal charakterisiert.

So beginnt er im Jahre 1892 den aktiven Kampf für die Befreiung seines Vaterlandes.

Der Kampf beginnt

Man kann nicht allein gegen eine Weltmacht wie das russische Zarenreich kämpfen. Selbst der stärkste Wille reicht dazu nicht aus. Und ein solcher Kampf ist dann ganz und gar nicht allein zu führen, wenn es sich darum handelt, eine politisch unaufgeklärte Masse wie die Arbeiter und Bauern Polens für eine ihnen neue Idee zu gewinnen.

Denn darin liegt in diesem Augenblick für Josef Pilsudski die große Schwierigkeit: Bauern und Arbeiter Polens haben bisher an der Geschichte ihres Volkes noch niemals tätigen Anteil nehmen können. Der Staat und die Politik waren Dinge, zu denen die Masse der Bauern und Arbeiter in diesem Lande niemals in irgendeinem Verhältnis gestanden hat. Immer waren der Bauer und der Arbeiter in Polen nur Objekt der Politik. Das soll jetzt anders werden. Die neu erstehende Arbeiterklasse und die Masse der Bauern sollen zu Trägern des polnischen Nationalgedankens werden. Sie sollen den Kampf um die Unabhängigkeit Polens weiterführen, den ein müde gewordener Adel und eine zusammengeprügelte Bürgerschaft aufgegeben zu haben scheint.

Das ist die Aufgabe. Wie soll man sie lösen? Wie soll man an diese Schichten des Volkes herankommen? Das ist ein Problem, das unendliches Kopfzerbrechen macht. Im Polen der damaligen Zeit kann man keine Versammlungen einberufen, in denen man zu den Arbeitern spricht. Jede Kaffeegesellschaft von mehr als zehn Personen in irgendeinem Bürgerhause erregt ja schon die Aufmerksamkeit und den Verdacht der russischen Polizei. Man kann spät in der Nacht hinter dicht verschlossenen Türen in kleinem Kreise zusammenkommen und disputieren, aber was ist damit getan? Kann man auf diese Weise an Millionen Menschen herankommen?

Organisation in größerem Umfange ist fast unmöglich. Die kleinen sozialistischen Gruppen, die sich in den achtziger Jahren zusammen-

gefunden haben, sind von der Polizei immer wieder auseinander-gesprengt worden. Ihre Führer sitzen in Sibirien und kaum einer von ihnen wird in seinem Leben jemals Gelegenheit haben, wieder soziali-stische Propaganda zu machen.

Draußen im Auslande finden große sozialistische Kongresse statt. Dort gibt es aufblühende Parteiorganisationen, die vielleicht sogar die polnischen Genossen unterstützen würden. Aber für die Ziele, die Josef Pilsudski verfolgt, ist mit dieser Unterstützung nicht sehr viel gewonnen. Im kommunistischen Manifest von Karl Marx wird zwar die polnische Frage erwähnt; es stehen da sehr schöne Worte von der Notwendigkeit der nationalen Freiheit für das polnische Volk. Aber in der Praxis sieht sich das alles etwas anders an. Die deutschen So-zialdemokraten, die in den internationalen sozialistischen Organisa-tionen den Ton angeben, nehmen diese auf Polen bezüglichen Worte ihres Heros Marx keineswegs sehr ernst. Aber wenn irgend etwas am Sozialismus den jungen Josef Pilsudski angezogen hat, so ist es die Überlegung gewesen, daß die sozial bedrückten Massen seines Volkes das stärkste Interesse an der Wiedergewinnung der nationalen Frei-heit und der Unabhängigkeit des polnischen Staates haben müssen. Pilsudski ist auch ein sozialer Revolutionär, aber eben nur auch! Er vertritt den Standpunkt, daß niemand sein Leben aufs Spiel setzen werde, um am Tage einen Groschen mehr zu verdienen. Wenn man den letzten Einsatz fordert, so muß man auch etwas zu bieten haben. Und das kann niemals eine Lohnerhöhung oder ein Streikrecht sein. Das kann nur die Idee sein, daß der polnische Arbeiter und Bauer in einem freien Polen ein freier Mann sein wird, dessen wirtschaftliches Interesse und dessen soziale Stellung in dem Maße anerkannt werden, in dem er sich für die Erringung und Er kämpfung dieses freien Polens persönlich eingesetzt hat.

Die Idee liegt klar. Die Idee muß wirken. Aber nun kommt es darauf an, diese Idee an die Masse heranzubringen.

Man kann draußen im Auslande Broschüren und Zeitschriften drucken, in England oder in der Schweiz läßt sich so etwas ohne

Schwierigkeiten bewerkstelligen. Doch die Grenzen des russischen Reiches sind streng bewacht. Jedes Stück Papier, das hereinkommt, wird einer argwöhnischen Prüfung unterzogen. Die Zollbeamten und Grenzwächter wissen, daß hohe Belohnungen für die Ablieferung von Zersetzungsliteratur ausgesetzt sind. Und diese Belohnungen sind höher als die kümmerlichen kleinen Bestechungssummen, über die die polnischen Sozialisten im besten Falle zu verfügen in der Lage sind.

Es gibt tapfere Freunde und Kämpfer, die ohne Rücksicht auf die damit verbundene Gefahr sich in das Grenzwachtkorps oder unter die Zollbeamten einschmuggeln, nur zu dem Zwecke, verbotene Literatur nach Polen hineinzubringen. Was diese Männer tun, das ist ein Spiel mit dem Tode. Aber sie nehmen es auf sich, für die gute Sache.

Pilsudski weiß das zu würdigen. Doch diese Methode sagt ihm auf die Dauer nicht zu. Seine Überlegung dabei ist folgende: Die polnischen Arbeiter und Bauern, die unter der Knute des russischen Regimes in Polen leben, haben kein richtiges Verständnis dafür, wenn irgendwo draußen im sicheren Auslande Leute sitzen, die ihnen auf geduldigem weißen Papier Anweisungen und Verhaltensmaßregeln für einen Kampf geben, den dann diese Bauern und Arbeiter mit ihren eigenen Leibern ausfechten sollen. Bei einem solchen Kampf gehört der Führer mitten zwischen seine Kämpfer. Er muß an der gefährlichsten Stelle stehen und nicht irgendwo draußen, in Sicherheit sitzen.

Aber da ist noch etwas anderes. Für die Ziele, die Josef Pilsudski verfolgt, reicht das Vokabular des internationalen Sozialismus nicht aus. Die ein wenig verquollenen Menschheitsideen tun es in diesem Falle allein nicht. Hier muß eine andere Sprache heran. Eine Sprache, die der Arbeiter und Bauer in Polen als Pole verstehen kann.

Nach seiner Rückkehr aus Sibirien hat Josef Pilsudski sehr bald die Fühlung mit den Führern der Sozialistischen Partei Polens aufgenommen. Seine brennende Energie, sein Wille, immer da zu stehen, wo die Gefahr am größten ist, lassen ihn als geeignet erscheinen, die

Leitung des neu zu gründenden geheimen Zentralorgans der Sozialistischen Partei Polens zu übernehmen.

So wird Josef Pilsudski zum ersten Chefredakteur des polnischen Arbeiterblattes „Robotnik“.

Wir kennen Zeitungen. Da steht irgendwo an einem Zentralpunkt der Stadt ein großes, stattliches Gebäude, mit einem Park von Maschinen, mit uniformierten Portiers, mit einer Anmeldung, mit Fahrstühlen, und das alles pulsiert von Geschäftigkeit und Leben, da klingen die Telephone, da ticken die Fernschreiber, und ein solches Zeitungshaus ist das Herz des täglichen und stündlichen Geschehens in der ganzen Welt. So kennen wir Zeitungen.

Der „Robotnik“ ist auch eine Zeitung. Aber damals, im Jahre 1894, sieht dieser Zeitungsbetrieb ein wenig anders aus.

Lodz ist schon damals eine große Industriestadt. Das Zentrum der polnischen Textilindustrie und damit eines der Hauptsammelbecken für die Masse der polnischen Industriearbeiter. Dorthin gehört die Zeitung für den polnischen Arbeiter.

Mitten in der Stadt stehen die Geschäftshäuser mit ihrem Leben, mit ihrem Lärm, der schon so ungeheuer östlich ist. Das ist nicht die ruhige Gemessenheit deutscher Industrieunternehmen und Handelsgeschäfte. Dort, in Lodz, treffen sich die Einkäufer aus dem ganzen weiten russischen Reich, dort geht es zu wie auf einem jener alten großen Jahrmärkte in den alten Handelsstädten auf dem Wege zwischen West und Ost.

Und mitten im Zentrum dieser Stadt liegt die Druckerei des „Robotnik“. Pilsudski, der Romantiker der Idee und der Realist der Tat, hat ganz bewußt darauf verzichtet, in der Manier billiger Groschenromantik irgendwo draußen an der Peripherie in einen Keller zu kriechen. Das würde nur die Aufmerksamkeit der stets wachen russischen Polizei herausfordern. Im ersten Stock eines Lodzer Geschäftshauses liegt sein Betrieb. Das ganze sind vier Räume und eine Küche, in der ständig der Samowar brodelte. In den vorderen Räumen wohnt Josef Pilsudski mit seiner jungen Frau. Maria Juczkiewicz ist die tatkräftige

und nie versagende Mitarbeiterin ihres Mannes. Sie weiß, daß dieses Leben eine dauernde Herausforderung des Schicksals darstellt. Aber sie ist eine polnische Frau und sie nimmt es klaglos in den Kauf, daß sie niemals ein ruhiges Bürgerleben wird führen können. Sie versorgt Josef Pilsudski und seinen engsten Mitarbeiter und Gehilfen Kasimir Roznowski.

Hinter dem sogenannten Salon liegt das Arbeitszimmer. Dieses Arbeitszimmer, in das außer den drei Wohnungsinhabern niemand hinein darf, ist gleichzeitig Redaktion, Druckerei, Verlag und Expedition des „Robotnik“. Und Josef Pilsudski ist ebenso in seiner Person Verleger, Chefredakteur, Reporter und Expedient seines Blattes.

Die Maschinenanlage? Eine kleine englische Flachdruckpresse, die man auf beschwerlichen Umwegen beschafft hat. Ein Ding, das in dem Lande, in dem es gebaut wurde, dazu dienen würde, in einer Kleinstadt-druckerei gelegentlich nebenbei Geschäftsprospekte oder Visitenkarten herzustellen.

Dazu ein paar Kästen mit Typen. Wenig genug. Und manchmal bringt der Mangel an Typen den mit Energie geladenen Josef Pilsudski zur Verzweiflung. Da hat er einen flammenden Leitartikel geschrieben. Kasimir Roznowski steht am Setkasten, in der linken Hand den Winkelhaken, zwischen den Lippen die unvermeidliche russische Zigarette, und fügt Buchstaben an Buchstaben.

Kasimir Roznowski ist eine heitere Natur, ausgestattet mit einem profunden Baß. Und dieser Baß knarrt freundlich in die Arbeit Josef Pilsudskis hinein!

„Im zweiten Teil des Artikels wirst du weniger R's verwenden müssen, ich habe nämlich keine mehr.“

Josef Pilsudski ist der Explosion nahe. Wie soll man ein Volk revolutionieren, wie soll man den Kampf gegen die russische Weltmacht gewinnen, wenn man den Buchstaben R nicht gebrauchen darf?

Das sind Kleinigkeiten. Die Arbeit als Ganzes ist eine einzige unvorstellbare Nervenspannung. Unten im Hause lärmt das Leben eines jüdischen Handelsgeschäfts. Das ist gut so, denn dieser Lärm übertönt

wohltuend das Rattern der kleinen Flachdruckpresse. Man hat sich Gummi und Leder besorgt, um das Maschinchen möglichst weich zu betten und das Geräusch abzdämpfen. Aber trotzdem kann die Maschine nur so lange laufen, wie unten im Hause das Geschäftsleben pulsiert. Das ist nur an fünf Tagen in der Woche der Fall. Am Schabbes ist das Geschäft aus religiösen Gründen geschlossen, und am Sonntag verbietet die russische Polizei die Arbeit.

In die kleine Maschine kann man gerade eine Seite des „Robotnik“ einspannen. In einer Stunde druckt man 250 bis 280 Exemplare einer einzigen Seite. Jede Nummer hat durchschnittlich zwölf Seiten. Jede Nummer erscheint in einer durchschnittlichen Auflage von 2000. Schon das ist ein einfaches Rechenexempel, schon das bedeutet, daß tagelange Arbeit dazu gehört, um eine einzige Nummer dieses Blattes auszudrucken.

Aber man kann ja nicht hintereinander wegarbeiten. Selbst die Parteigenossen dürfen nicht wissen, daß dort hinten die Druckerei und die Redaktion ihres Zentralorgans haust. Jedesmal, wenn es vorn an der Tür klopft, gibt Maria Pilsudska ein kurzes verabredetes Signal, und die Maschine muß angehalten werden. Das bedeutet immer wieder eine Unterbrechung der Arbeit, das bedeutet Zeitverlust und Nervenanspannung. Denn eigentlich erwarten die drei täglich den Besuch der russischen Polizei. Diese Arbeit, die sie durchführen, kann ja auf die Dauer nicht gutgehen. Eines Tages muß trotz der größten Vorsichtsmaßregeln die Entdeckung kommen. Eines Tages wird alles zu Ende sein. Und mit dieser Gewißheit arbeiten die drei Menschen Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat und Jahr um Jahr.

Sechs Jahre lang geht diese Arbeit. Sechs Jahre lang wird Nummer für Nummer dieses Blattes herausgebracht. Unter dem kleinen Sofa hinten im Arbeitszimmer liegen die Papierstapel. Blatt für Blatt wird herausgenommen und in die kleine Maschine gelegt. Diese Maschine ist das Herz einer großen revolutionären Bewegung. Oftmals ist Josef Pilsudski der Verzweiflung nahe. Er ballt die Fäuste,

wenn er daran denkt, was sich alles mit einem besseren technischen Apparat schaffen ließe. Aber dann liebt er wieder diesen kleinen Haufen Eisen, der es ihm ermöglicht, seine Gedanken und Ideen in die polnische Arbeiterschaft hinauszutragen. So schafft er in diesen Jahren die Sprache, die später der wesentliche geistige Inhalt der sozialistischen Bewegung Polens geworden ist. In seiner Arbeit verbinden sich die Begriffe national und sozialistisch zu einer Einheit, die nicht mehr gesprengt werden wird.

Zwischen den einzelnen, unregelmäßig erscheinenden Nummern des „Robotnik“ liegen Reisen und eine geheime Propaganda, die der Organisation des Parteiapparats dient. Überall im Lande entstehen in diesem Jahre die Zellen einer zahlenmäßig kleinen, aber geistig unendlich schlagkräftigen Bewegung. Das alles geschieht unter den Augen der russischen Polizei, die in Polen noch weit schärfere Maßstäbe an den Begriff der Staatsgefährlichkeit anlegt, als im eigentlichen Rußland.

Vielleicht wäre Josef Pilsudski durch diese Jahre seiner Arbeit am „Robotnik“ allmählich ganz in die Partei hineingewachsen. Das wäre denkbar, wenn man nicht die Persönlichkeit dieses Mannes immer unter dem Gesichtspunkt betrachten müßte, daß hier ein Mensch am Werke ist, der von dem tieferen geschichtlichen Sinn des Kampfes seines Volkes schon zu einem Zeitpunkt vorwärts getrieben wird, in dem die Masse dieses Volkes selbst vom Verständnis für den geschichtlichen Sinn der Leidenszeit seiner Staatenlosigkeit weiter als je entfernt ist.

Josef Pilsudski darf nicht zum Exponenten einer politischen Partei werden. Josef Pilsudski muß fast als Einzelgänger der Träger einer geschichtlichen Idee sein und er muß in der Erfüllung dieser Mission noch viel durchmachen. Denn nur das Leid schafft den Menschen, nur das Leid hämmert mit seinen Schlägen den Charakter, der in der Lage ist, unbedingt und ohne jedes Kompromiß die Idee und den Sinn eines Kampfes von hundert Jahren eines Tages zu verwirklichen.

So wird das Ende der Tätigkeit Josef Pilsudskis am „Robotnik“

zu einer historischen Notwendigkeit. Es verliert seine scheinbare Sinnlosigkeit und gewinnt das Gewicht, das es in der Geschichte des polnischen Unabhängigkeitskampfes verdient.

Der Tag, an dem Josef Pilsudski und seine beiden Mitarbeiter von dem seit langem erwarteten Schicksal ereilt werden, ist der 21. Februar des Jahres 1900. Die 36. Nummer des „Robotnik“ ist fast fertiggestellt. Die Arbeitsmethode ist bei allen vorhergehenden Nummern die gewesen, daß man das Blatt in der Mitte begann. Die Herstellung dauerte ja Wochen. Und deshalb mußte man den Leitartikel auf der ersten Seite und die Chronik der Ereignisse auf der letzten Seite bis zum Schluß des ganzen Herstellungsganges zurückhalten.

So auch diesmal. Diese letzten Tage vor der Fertigstellung einer Nummer sind eine einzige wilde Heze. Da müssen noch Informationen beschafft werden, da müssen noch Rücksprachen mit führenden Parteifreunden stattfinden, da muß noch der letzte Schliff an die Arbeit der vorhergehenden Wochen gelegt werden.

Am Abend des 21. Februar 1900 ist Josef Pilsudski noch lange unterwegs gewesen. Die Sitzung mit den Parteifreunden hat sich bis in die späten Nachtstunden hingezogen. Es sind beunruhigende Nachrichten eingetroffen. Die russische Polizei wird immer reger. Das Netz ihrer Agenten und Spione zieht sich immer dichter um die Lodzger Parteiorganisation zusammen. Pilsudski ist sehr nachdenklich, als er an diesem Abend nach Hause kommt. Sechs Jahre lang ist es ihm gelungen, seine Arbeit zu tun. Sechs Jahre lang ist es möglich gewesen, die russische Polizei an der Nase herumzuführen. Er und seine Freunde haben in diesen Dingen im Laufe der Zeit eine erstaunliche Übung bekommen. Das alles weiß er; aber er weiß auch noch etwas anderes: Irgendwann einmal wird der Tag kommen, wo sich doch ein Verräter findet, oder wenn das nicht der Fall ist, wird irgendein sinnloser Zufall die Russen auf die richtige Spur bringen. Schon oft hat diese Gefahr unmittelbar vor der Tür gestanden. Pilsudski ist ihr nicht ausgewichen, weil das einfach nicht möglich gewesen wäre. Wenn man

eine Arbeit tut, wie Josef Pilsudski sie alle diese Jahre getan hat, dann kann man nicht vor jeder aufstauchenden Wolke von Gefahr davonlaufen. Dann muß man bleiben; man muß weiterarbeiten, man muß auf seinen guten Stern vertrauen.

Aber trotzdem: auch Josef Pilsudski ist nur ein Mensch. Diese letzten sechs Jahre haben an jedem Tag von neuem an seinen Nerven gezerrt. Bei dem Leben, das er führt, kommen immer wieder einmal Augenblicke, in denen man ausruhen möchte, Augenblicke, in denen die Nerven den immer stärker werdenden Wunsch verspüren, endlich einmal Ruhe zu haben, Augenblicke, in denen Josef Pilsudski nichts hören und nichts sehen möchte.

Als er sein kleines Wohnzimmer betritt, reißt er sich zusammen. Das alles ist ja Unsinn. Hier liegt die Arbeit, und diese Arbeit muß weitergeführt werden, diese Arbeit kann nicht warten, sie nimmt keine Rücksicht auf Nervenzustände und Stimmungen. Es ist noch viel zu tun, der letzte Teil des Leitartikels muß gesetzt werden. Josef Pilsudski hat ihn geschrieben und ist ganz besonders stolz auf ihn. Schon der Titel ist ein Peitschenschlag. Er lautet: „Der Triumph des freien Wortes.“ Ja, das ist es. Ein freies und offenes Wort, gesprochen zu den polnischen Arbeitern, muß sie überzeugen. Dieses Wort vom Kampf für die nationale Sache um der sozialen Gerechtigkeit willen wird sich durchsetzen. Dieses Wort ist der Schlüssel, der zum Herzen des polnischen Arbeiters führt, und dieses Wort vom nationalen Sozialismus wird eines Tages dem polnischen Volk die langumkämpfte Freiheit bringen.

Plötzlich fährt Pilsudski zusammen. Was war das? Vorn an der Eingangstür hat es scharf geklopft. Die Parteifreunde, die oft um diese Tageszeit erscheinen, haben ein anderes Klopfzeichen. Er geht durch das Wohnzimmer und trifft an der Wohnungstür mit Maria Pilsudska zusammen. Sie kommt aus der Küche, sie hat das Klopfen gehört. Die beiden Menschen sehen sich eine Sekunde lang an. Pilsudski ist jetzt ganz ruhig. Irgendwie weiß er, daß in diesem Augenblick sich das ereignen wird, worauf sie in all diesen Jahren eigentlich

jeden Tag gewartet haben. Noch trennt sie die Thür von ihren Besuchern. Aber diese Thür, dieses Stück Holz ist in diesem Augenblick für ihn wie durchsichtig geworden. Vor seinen Augen steht das Bild des russischen Gendarmerieoffiziers und der ein wenig stumpfen und uninteressierten Polizisten, die ihn begleiten. Er hat das alles noch nicht wirklich gesehen. Aber er weiß es, und als er nun die Thür öffnet, fährt er nicht mehr zusammen. Er erschrickt nicht mehr. Er zuckt nur ein ganz klein wenig mit den Achseln! Es ist aus.

Vor Josef Pilsudski steht der kaiserlich russische Gendarmerie-Oberstleutnant Gnoinski. Während er die Handschellen fertig macht, die sich in wenigen Sekunden um die Handgelenke Josef Pilsudskis schließen werden, sagt er sehr leise und mit einem höflich ironischen Lächeln:

„Lieber Herr, einer meiner Vorgesetzten in früherer Zeit, der Gendarmeriechef des Kaisers Nikolaus I., sagte einmal zu einem Freunde, der auf einer Reise nach Deutschland Nürnberg besuchen wollte: Wenn Sie in Nürnberg sind, dann erledigen Sie bitte ein kleines Geschäft für mich. Dann gehen Sie zu dem Denkmal jenes Gutenberg, der die Kunst des Buchdrucks erfunden hat, und wenn Sie vor diesem Denkmal stehen, dann spucken Sie in meinem Auftrage recht energisch aus. Denn alles Böse auf dieser Welt kommt von der verfluchten Druckerei. Und sehen Sie“, so sagte Oberstleutnant Gnoinski mit einem höflich sarkastischen Lächeln, „wenn ich Sie jetzt so vor mir sehe, dann muß ich mit Bezug auf Sie zugeben, daß der General Orlov mit diesem Ausspruch damals recht gehabt hat.“

Der Verschuß der Handschellen knackt. Josef Pilsudski ist in der Gewalt des Zaren.

Spiel mit dem Wahnsinn

Zar Nikolaus I., der Gendarm Europas, hatte nach dem Zusammenbruch des großen polnischen Aufstandes von 1831 in Warschau eine Zitadelle erbauen lassen. Als er im Jahre 1833 zum erstenmal wieder eine Deputation polnischer Bürger empfing, spielte er in der Rede, die er hielt, auf diese Zwingburg an. „Meine Herren“, so sagte er zu den sich demütig neigenden Deputierten der Stadt Warschau, „ich habe diese Festung in der Hauptstadt Ihres Landes bauen lassen, um Ihnen zu beweisen, daß meine Macht stets gegenwärtig ist. Beim nächsten Aufstand wird von dieser Zitadelle aus die Stadt Warschau in Trümmer geschossen werden, und ich werde nicht derjenige sein, der dann Ihre Heimatstadt wieder aufbaut.“

Seit damals ist die Warschauer Zitadelle das Zentralgefängnis für polnische politische Verbrecher gewesen. Zu ihren Füßen standen die Galgen, an denen im August 1864 die letzten Mitglieder der geheimen Nationalregierung des Jahres 1863 ihr Leben endeten.

In diese Zitadelle wird jetzt Josef Pilsudski eingeliefert. Es gibt in dieser Festung eine besondere Abteilung, das ist der sogenannte Pavillon K. Dieser liebenswürdige Ausdruck umschließt das schärfste und bestbewachte Gefängnis, das die Polizei des Zaren im polnischen Lande für Polen unterhält. Wer in diesem Pavillon K gefangen sitzt, ist von der Welt völlig abgeschlossen. Die polnischen Sozialisten haben im allgemeinen schon eine beträchtliche Übung darin, mit ihren Genossen auf irgendeine Weise in Verbindung zu treten, wenn sie in die Gewalt der russischen Polizei gelangen. Es gibt da allerlei erprobte Mittel. Man kann den Gefangenen zum Beispiel Lebensmittel zukommen lassen. Und es gibt gewandte Bäcker, die sich darauf verstehen, in ein Brot oder in einen Kuchen ein Stückchen dünnes weißes Seidenpapier einzubacken, auf dem in Stichworten ein paar wichtige Nachrichten vermerkt sind. Man kann den Gefangenen auch Bücher schicken. Diese Bücher werden sehr genau auf ihren Inhalt untersucht.

Aber es fällt in den seltensten Fällen auf, wenn man in größeren Abständen mit einem Bleistift einzelne Buchstaben vorsichtig unterstreicht. Es macht dann Mühe, eine derartige Nachricht zu entziffern, aber Gefangene haben ja Zeit.

Das alles ist nicht möglich, wenn irgend jemand im Pavillon X sitzt. Dort gibt es nur die Verpflegung aus der Gefängnistüche. Klebriges graues Brot und einmal am Tage eine halbe Schöpfkelle dünner Suppe. Von außen darf nichts hereinkommen. Lektüre wird nicht ausgehändigt. Es gibt kein Mittel, um einem Gefangenen im Pavillon X eine Nachricht von seinen Freunden draußen im Lande zukommen zu lassen.

Josef Pilsudski glaubt das Schicksal zu kennen, das ihm bevorsteht. Die russischen Behörden pflegen sich Zeit zu lassen. Sie überstürzen nichts und es kann monatelang dauern, bis endlich der Prozeß zur Verhandlung kommt. Aber das Urteil steht so gut wie fest. Mindestens acht Jahre Zwangsarbeit und für den Rest des Lebens Verbannung nach Sibirien.

Wird sich daran etwas ändern lassen? Es scheint nicht so. Verzweifelt überlegen die Freunde, wie sie ihren besten Mann der Gewalt des Zaren wieder entreißen können. Man müßte zunächst einmal versuchen, Zeit zu gewinnen. Das ist das Wichtigste. Ist erst einmal das Urteil gefällt, dann läßt der Abtransport nach Sibirien in die Bergwerke der Insel Sachalin nicht mehr lange auf sich warten. Und wer dort hinten in Eis und Schnee einmal begraben ist, dem können auch die besten Freunde nicht mehr helfen.

Josef Pilsudski müßte krank werden. Aber wie gibt man ihm Nachricht? Wie setzt man ihn davon in Kenntnis, daß die Freunde den Kampf noch nicht aufgegeben haben?

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß häufig im Leben die besten Sicherheitsvorkehrungen schlechter funktionieren als andere, die man für nicht so gut gehalten hat. Die russische Polizei ist so stolz auf die Einrichtung ihres Pavillons X, sie ist so sicher, daß noch niemals ein Gefangener von dort entflohen ist, daß sie ganz unverständlich leicht-

sinnig wird. Der Direktor des Pavillons X ist ein bewährter russischer Polizeioffizier. Ein Mann, der seinem Kaiser treu ergeben ist. Er weiß, daß die Gefangenen, für deren Sicherheit er verantwortlich ist, nicht entfliehen können. Was tut es, wenn so ein armer Teufel einmal ein paar Zeilen von seinen Freunden draußen erhält. „Ein dreißiges Stückchen Papier wird die Mauern des Pavillons X nicht einreißen“, so sagt der Kapitän Siedelnikow. Und er selbst übergibt Josef Pilsudski den Brief seiner Parteigenossen, in dem in vorsichtiger Umschreibung die Anweisung enthalten ist, sich wahnsinnig zu stellen.

Verfolgungswahnsinn simulieren? Das hört sich einfach an. Das schreibt sich leicht nieder. Aber in Wirklichkeit ist es eine Aufgabe, die schon beinahe ein Spiel mit dem Wahnsinn selber ist.

Josef Pilsudski hat in diesem Augenblick noch keine genaue Vorstellung davon, wie seine Freunde sich den weiteren Verlauf einer etwaigen Befreiungsaktion denken. Aber er überlegt nicht lange. Er beißt die Zähne zusammen und er beginnt dieses schauerliche Theater des Irrsinns mit derselben Energie, mit der er sechs Jahre lang vorher die Arbeit an seinem „Robotnik“ getan hat.

Josef Pilsudski wird wahnsinnig. Ein ganz schwerer Fall von Verfolgungswahn und Uniformkoller. Wenn ein uniformierter Wärter die Zelle betritt, bekommt Josef Pilsudski einen Zobsuchtsanfall. Er lernt es, mit der Aufbietung seiner gesamten Willenskraft so zu toben, daß ihm der Schaum vor den Mund tritt. Der Anblick jeder Uniform löst einen derartigen Anfall aus. Stellt man ihm die Suppe in seine Zelle, so springt er auf und wirft den gefüllten Teller nach dem Beamten. Er brüllt wie ein Tier, und aus den unzusammenhängenden Worten kann man entnehmen, daß er glaubt, vergiftet zu werden. Das einzige, was er gelegentlich noch zu sich nimmt, ist ein hartgekochtes Ei, wenn es ihm in der Schale verabfolgt wird.

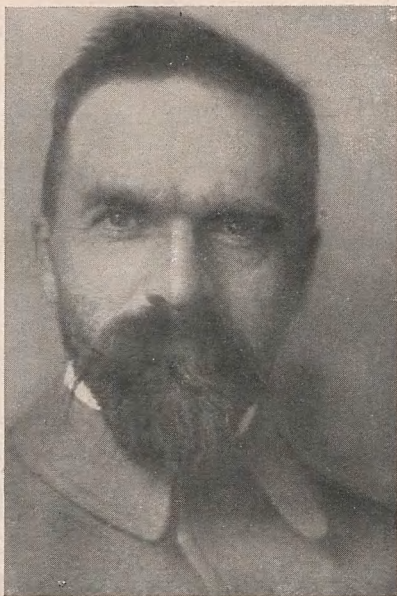
Das klingt alles noch verhältnismäßig harmlos. Man kann sich vorstellen, daß ein willensstarker und intelligenter Mensch, wenn er bei vollem Bewußtsein ist, selbst ein so schauerliches Theater konsequent durchzuführen vermag. Aber ein Tag hat vierundzwanzig Stunden.



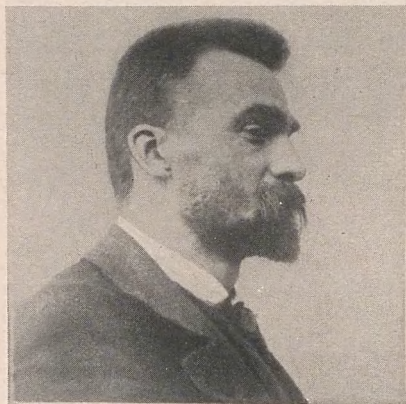
Marshall Pilsudski nimmt am Nationalfeiertag in Warschau auf dem Pilsudski-Platz die Parade ab.



1880: Josef Pilsudski
als russischer Gymnasiast.



1912: Josef Pilsudski
in der Schützenuniform.



*Пилсудский Иосиф - клатк „Лодзевский“ и „Зискэ“
Ken 1/III 14.*

21. Februar 1900: Der politische Gefangene Pilsudski.

Jede Stunde hat sechzig Minuten. Die Gefangenen im Pavillon X werden auch des Nachts mehrfach kontrolliert. Josef Pilsudski muß seine Rolle als Wahnsinniger bei Tag und bei Nacht spielen. Er muß ebenso natürlich und ebenso automatisch zu toben beginnen, wenn ein Wärter ihm des Nachts mit der Laterne ins Gesicht leuchtet, wie er das am Tage zu tun pflegt. Er muß jede Minute von solchen vierundzwanzig Stunden sprungbereit sein. Er darf sich nicht einen Augenblick gehen lassen. Er muß sein natürliches Wesen vollständig ausschalten und trotzdem darf es keinen Moment geben, in dem er nicht seine gesamte Willenskraft einsatzbereit verfügbar halten muß.

Dieses grausige Spiel kann man tagelang durchführen. Man kann es vielleicht ein paar Wochen aushalten. Josef Pilsudski hält diese Tortur viele Monate lang aus. Es kommen Zeiten, in denen er selber nicht mehr ganz genau weiß, ob er noch bei Sinnen ist oder nicht. Es kommen Tage und Stunden, in denen er in eine totenähnliche Apathie versinkt, in denen er alles hinwerfen möchte, weil ihm alles schon gleichgültiger als gleichgültig ist.

Und es kommt der Tag, an dem einer der höheren Gefängnisbeamten den interessanten und tobsüchtigen polnischen Revolutionär besichtigen will und Josef Pilsudski in dem Augenblick, in dem der Beamte seine Zelle betritt, aufstehen möchte, um zu sagen, daß das alles nicht echt gewesen sei.

Der russische Beamte steht vor dem gefangenen Josef Pilsudski. Er sieht ihn an, wie man im Zoologischen Garten ein besonders interessantes Raubtier betrachtet. Josef Pilsudski ist die Kehle in dieser Sekunde zugeschnürt wie mit einer eisernen Klammer. Er will sprechen, er würgt an seinen Worten, aber aus seinem Munde kommt nur ein schauerlich hysterisches aufheulendes Lachen. Er ist fertig. Der Gefängnisdirektor prallt zurück. In den vergangenen Wochen und Monaten hat er immer wieder geglaubt, daß Josef Pilsudski nur simuliere. Man kennt solche Fälle. Man hat ja seine Erfahrung. Aber dieses wahnsinnige Lachen war echt. Diesen Klang simuliert man nicht.

Die Gefängnisbehörde berät den Fall Pilsudski noch einmal. Es

wird nichts anderes übrigbleiben, als nunmehr doch einen erfahrenen Psychiater hinzuzuziehen. Entweder der Gefangene wird durch die Behandlung so weit hergestellt, daß man ihm den Prozeß machen kann, oder man muß ihn in eine Irrenanstalt überführen. So jedenfalls verliert man nur unnötig Zeit und bekommt womöglich Unannehmlichkeiten aus Petersburg.

Der Direktor des russischen Zentralirrenhauses in Warschau, Professor Schabaschnikow, erhält den Auftrag, Josef Pilsudski genau zu untersuchen. Der Professor ist ein erfahrener Arzt. Nach den ersten zwei Konsultationen weiß er, daß dieser polnische Revolutionär in den ganzen vergangenen Monaten nur simuliert hat. Aber Schabaschnikow ist nicht nur ein ausgezeichnete Arzt, sondern er ist daneben auch ein ganzes Stück Mensch. Er weiß vielleicht am besten, welche ungeheure Energieleistung dieses monatelange Simulieren darstellt. Und diese Energieleistung imponiert ihm. Wer das fertig bringt, muß ein ganzer Kerl sein. Er beginnt sich für den Menschen Pilsudski zu interessieren. Stundenlang unterhält er sich mit ihm und Josef Pilsudski empfindet sehr bald, daß dieser Professor nicht sein Feind ist.

Schabaschnikow hört von Pilsudskis Leben. Er bekommt allmählich ein Bild von dem Wollen dieses Gefangenen und er, der geborene Sibiriake, hat Verständnis für den gefangenen polnischen Revolutionär. Er möchte ihm helfen. Und stellt deshalb den Antrag, Josef Pilsudski in seine Privatklinik in Warschau zu überführen, um ihn dort weiter zu behandeln. Er hat keine rechte Vorstellung, wie die Dinge sich weiter entwickeln sollen, aber vorläufig scheint es ihm das Wesentliche zu sein, Pilsudski aus der fürchterlichen Umgebung der Zelle im Pavillon X herauszubekommen.

Der Antrag geht an den Polizeichef der Stadt Warschau. Es finden lange Beratungen statt, in denen man schließlich dahin einig wird, daß nach dem Gutachten des bekannten Psychiaters Schabaschnikow eine Behandlung Pilsudskis in einer Irrenanstalt nicht zu umgehen sein wird.

Die Parteifreunde in Warschau erhalten Kenntnis von diesem

Stand der Dinge. Sie hatten fast alle Hoffnungen schon begraben, aber nun fassen sie neuen Mut. Ist Pilsudski erst einmal aus dem Pavillon X heraus, dann wird man Mittel und Wege finden können, um ihn gänzlich zu befreien. Alles wird bereits zu einer Befreiungsaktion vorbereitet.

Doch die Russen sind nicht ganz so unvorsichtig, wie es zunächst den Anschein hat. Sie wissen, daß in der Stadt Warschau genug Freunde des Gefangenen Pilsudski vorhanden sind, und sie sind sich völlig darüber klar, daß diese Freunde nichts unversucht lassen werden, um ihren besten Mann vor der Verurteilung zu retten. Deshalb erscheint den russischen Behörden das Warschauer Irrenhaus für den wertvollen Gefangenen nicht sicher genug. Es ergeht die Anordnung, ihn in die Gefangenenteilung des Petersburger Irrenhauses zu überführen.

Das ist ein schwerer Schlag für die Führung der Sozialistischen Partei Polens. Auch Pilsudski selbst ist der Verzweiflung nahe. Er ist gezwungen, die furchtbare Komödie des Irreseins von neuem zu spielen, er weiß nicht, wie lange er das noch aushalten wird. Aber der Versuch muß gemacht werden, wenn nicht die ganze Qual der vergangenen Monate umsonst gewesen sein soll.

Mit verzweifelmtem Eifer beginnt die Parteiführung ihre Fühler nach Petersburg auszustrecken, und tatsächlich gelingt es ihr nach einigen Wochen, unter den Mitgliedern der kleinen Petersburger Ortsgruppe der sozialistischen Partei Polens einen geeigneten und zuverlässigen Helfer für die geplante Befreiung Pilsudskis zu finden. Der Doktor Mazurkiewicz ist ein junger Psychiater, der am Petersburger Irrenhaus arbeitet. Er setzt es durch, in die Gefangenenteilung abkommandiert zu werden. Im Verlaufe einiger Wochen werden nun ganz systematisch die Vorbereitungen für die Flucht getroffen und insbesondere zivile Bekleidungsstücke, Stück für Stück, von Doktor Mazurkiewicz ins Irrenhaus eingeschmuggelt.

In diesen Wochen hat Josef Pilsudski unter Aufbietung seiner letzten Kräfte seine Rolle weitergespielt. Er ist mit seinen Nerven so vollständig am Ende, daß er allmählich in eine Art von dumpfer

Apathie zu verfallen beginnt. Wochenlang hat er kaum Nahrung zu sich genommen. Wochenlang hat er nur noch minutenweise zusammenhängend geschlafen. Er weiß selbst nicht mehr ganz genau, ob er überhaupt noch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist.

Am 1. Mai 1901 soll die Befreiung Josef Pilsudskis stattfinden. Die Korridore der Gefangenenabteilung des Petersburger Irrenhauses liegen in nachmittäglicher Stille. Ein Teil des Personals hat seinen Dienst bereits beendet. Die Wachen dösen in der friedlichen Stille des sonnigen Nachmittags ein wenig vor sich hin.

Im Untersuchungszimmer der Gefangenenstation geht Doktor Mazurkiewicz ruhelos auf und ab. Jetzt wäre der Moment da, auf den er und die Freunde draußen durch all die vergangenen Wochen hingearbeitet haben. Er braucht nur an den Schrank dort drüben an der gegenüberliegenden Wand seines kleinen Zimmers zu gehen. Er braucht nur diesen Schrank aufzuschließen, die Zivilkleider herauszunehmen, die da unter einem alten Arztekittel versteckt liegen. Er braucht nichts weiter zu tun, als diese Kleidungsstücke unter seinen eigenen Kittel zu nehmen, und dann hinauszu gehen auf den Korridor. Erst das Stück geradeaus, und dann rechts um die Ecke, bis zu der Zelle, in der in einer seltsamen Mischung von Apathie und irrsinniger Spannung Josef Pilsudski auf ihn wartet.

Wohl tausendmal hat Doktor Mazurkiewicz sich diese Situation in den letzten Tagen und Wochen genau ausgemalt. Er könnte jede der erforderlichen Handbewegungen sofort tun, wenn man ihn mitten in der Nacht aus tiefstem Schlafe holte. Er weiß genau, wieviel Schritte notwendig sind, von seiner Tür bis zur Zelle Josef Pilsudskis. Er kennt auf den Zentimeter genau die Entfernung von der Zellentür Pilsudskis bis zum Ausgangstor des Irrenhauses. Mit verbundenen Augen würde er in mondscheinloser Nacht diesen Weg gehen können. Er würde unter denselben Umständen draußen etwas abseits von einem Seitenausgang der Anstalt den Wagen finden, der um diese Minute bereits dort halten muß, um ihn und Josef Pilsudski so schnell zum Bahnhof zu bringen, daß sie beide noch den Zug nach Riga erreichen

können, den sie nach dem mit den Parteifreunden ausgearbeiteten Fluchtplan benutzen müssen.

Das alles ist ja Hunderte und aber Hunderte von Malen überlegt und durchgesprochen worden. Aber jetzt, in diesem Augenblick, läuft Doktor Mazurkiewicz in seinem Untersuchungszimmer auf und ab, als sei er selber ein irrsinniger Gefangener. Jetzt, in diesem Augenblick erscheint ihm die tausendmal vorher überlegte Flucht völlig unmöglich. Auf einmal tauchen vor seinen Augen all die Kontrollen auf, denen man auf dem Wege bis zum Ausgang möglicherweise begegnen kann, nein, denen man eigentlich mit Sicherheit begegnen muß. Es scheint ihm, daß die Zahl der Schritte, die getan werden müssen, plötzlich sich verzehnfache und verhundertfache, daß man stundenlang wird Spießruten laufen müssen, um die Freiheit zu erreichen. Es scheint dem Doktor Mazurkiewicz, als ob all das, was er jetzt zu tun hat, eine völlige Unmöglichkeit sei.

Und in diesem Augenblick beginnen dem unglücklichen jungen Arzt die Nerven zu versagen. Wie ist es doch — er ist ja der einzige Mensch von all denen, die auf die Befreiung Pilsudskis warten, der den Gefangenen seit Wochen gesehen hat. Die Parteifreunde draußen wissen aus seinen Schilderungen, wie nahe Josef Pilsudski tatsächlich der Grenze des Irnsinns ist. Niemand würde es je erfahren, wenn er, der Doktor Mazurkiewicz, jetzt an den Schrank dort ginge, die Zivilkleider herausnähme, sie in dem Ofen in der Ecke verbrennen und nicht die genau gezählte Zahl von Schritten bis zur Zelle Josef Pilsudskis gehen würde. Niemand würde ihm je nachweisen können, daß er die Unwahrheit spräche, wenn er morgen zu den Parteifreunden käme und ihnen sagte, es wäre sinnlos gewesen, den wirklich wahnsinnigen Pilsudski aus dem Irrenhause herauszuholen. „Josef Pilsudski wird euch, der Partei und Polen niemals mehr nützen können. Die Nervenanspannungen dieses letzten Jahres haben seinen Geist zerrüttet.“ Wenn er das alles morgen sagt, so braucht er diesen furchtbaren Weg, der vor ihm liegt, nicht zu gehen. Dem Doktor Mazurkiewicz bricht der Schweiß aus. Er sieht auf die Uhr. Jetzt wartet der Wagen bereits

seit genau sieben Minuten vergeblich an der verabredeten Stelle. Doktor Mazurkiewicz fährt zusammen und horcht hinaus. Es war nichts — nur eine Täuschung der furchtbar erregten Nerven. Er horcht noch einmal. Er steht einen Augenblick ganz still und in sich versunken. Aber plötzlich kommt eine große Klarheit über ihn. Wenn er das tut, was er da eben überlegt hat, dann ist Josef Pilsudski mit Sicherheit in ganz kurzer Zeit wirklich wahnsinnig. Diese Enttäuschung kann er nicht mehr aushalten. Das wäre zuviel. Und er, Doktor Mazurkiewicz, der polnische Patriot und Sozialist, wäre der Mörder des Führers der polnischen Patrioten und Sozialisten. Und wenn es tausendmal niemand erfährt, er selber würde es ja wissen, und er würde mit der Last dieses Wissens und dieser Schuld durch ein sinnlos gewordenes Leben laufen müssen.

Die Hand des Doktor Mazurkiewicz zittert nicht mehr, als er jetzt den Schrank aufschließt. Alles, was er tut, tut er mechanisch, wie unter einem Zwang. Er geht den Korridor entlang und er erschrickt nicht vor dem hohlen Widerhall seiner Schritte. Er steht vor der Zelle Josef Pilsudskis und fährt nicht zusammen, als der Schlüssel beim Aufschließen häßlich und laut im Schloß knirscht. Er öffnet die Tür und tritt ein. Vor ihm am Tisch, in sich zusammengesunken, sitzt Josef Pilsudski. Niemand, der nicht genau weiß, daß dieser Mann dort im fünfunddreißigsten Lebensjahre steht, würde ihn für jünger als fünfzig halten. Diese letzten sechs Jahre der Arbeit am „Robotnik“ und dieses allerletzte Jahr in der Zitadelle in Warschau und im Petersburger Irrenhaus haben Josef Pilsudski ihren unverwischbaren Stempel aufgedrückt. Sein Gesicht ist hart und kantig, unter den vorspringenden Augenbögen mit den buschigen Augenbrauen liegen die dunklen Augen tief und eingefallen. In diesem Augenblick haben sie keine Spur von Glanz. Starr und abwesend sind sie auf den Eintretenden gerichtet.

Keine Bewegung verrät, daß Josef Pilsudski in dieser Sekunde den Doktor Mazurkiewicz als seinen Befreier aus der fürchterlichsten Situation seines Lebens erkennt.

Das ist der letzte Augenblick furchtbarer Erschütterung und Spannung für den Arzt. Einen ganz knappen Moment zögert er. Er weiß wirklich nicht genau, ob es nun nicht doch zu spät ist, ob die Nervenbelastung dieser letzten vierundzwanzig Stunden für Josef Pilsudski nicht doch zuviel war. Er zieht die Tür hinter sich zu. Er nimmt die Zivillleider unter seinem Kittel hervor und legt sie wortlos vor Pilsudski auf den Tisch. „Los!“ Ganz leise und kurz sagt er dies eine Wort und nichts weiter. Wieder sieht ihn Pilsudski mit einem seltsam leeren Blick aus den tiefliegenden Augen an. Dann geht ein leises Zittern durch seine Gestalt. Eine Sekunde lang dreht sich vor den Augen Josef Pilsudskis die Zelle wie ein rasendes Jahrmarktsrad. Er glaubt ohnmächtig zu werden. Mit beiden Händen faßt er automatisch nach der Tischkante, um sich festzuhalten. Aber dann hat er sich wieder in der Gewalt. Die Nerven mögen in diesem letzten Jahre zu mikroskopisch feinen Fäden geworden sein, die jeden Augenblick zerreißen können. Aber bisher haben sie gehalten, und wenn sie jetzt noch genau zwölf Minuten länger halten, dann hat sich diese Tortur eines ganzen Jahres gelohnt.

Pilsudski handelt in diesem Augenblick nur aus dem Instinkt heraus. Aber irgendwo empfindet er ganz deutlich, daß er sich jetzt unbedingt in die Gewalt bekommen muß. Jetzt sofort und in diesem Augenblick, nicht um seiner selbst willen, sondern weil er, der Josef Pilsudski, aus Zulow bei Wilna, noch eine Aufgabe vor sich hat. Und nun steht Josef Pilsudski ganz ruhig auf, streift die Krankenkleidung ab und zieht die Zivillleider über. Mechanisch macht er ein paar Bewegungen, um zu prüfen, ob alle Muskeln auch wirklich gehorchen. Dann nickt er dem Doktor Mazurkiewicz zu und dabei geht ein ganz feines Lächeln um seine Mundwinkel. Kein Wort als das eine „Los“ des Arztes ist bisher zwischen den beiden Männern gesprochen worden. Es wird auch keines weiter gesprochen. Sie wissen beide genau, was nun kommt. Sie brauchen nicht mehr zu reden, sie sind beide nach all dem, was vorhergegangen ist, ganz unaufgeregt und ruhig.

Sie gehen durch die Korridore und genau, wie vorher verabredet, spricht Doktor Mazurkiewicz seinen Begleiter beim Passieren der einzelnen Wachen laut mit dem Namen eines ihm befreundeten Mediziners an. Da die Posten vor genau einer halben Stunde abgelöst worden sind, können sie nicht wissen, ob Doktor Mazurkiewicz, der ihnen ja bekannt ist, nicht schon während der Zeit der vorhergehenden Wache von einem anderen Arzt Besuch erhalten hat. Sie nehmen an, daß Doktor Mazurkiewicz seinen Bekannten bis an das Tor der Anstalt geleiten wird. Vielleicht wird er auch noch ein paar Schritte in der Sonne mit ihm auf und ab gehen. Lange wird es bestimmt nicht dauern, denn der Doktor Mazurkiewicz hat ja nachmittags Dienst. Er trägt ja seinen weißen Kittel, er muß also jeden Augenblick zurückkommen.

Genau zwölf Minuten, nachdem Doktor Mazurkiewicz die Zelle des Gefangenen betreten hat, ist Josef Pilsudski frei.

Zwanzig Jahre später berief der erste Marschall Polens seinen Befreier auf den Lehrstuhl für Psychiatrie an der Universität Warschau.

Der Führer der Bojowka

Die ersten Monate nach der Flucht aus dem Petersburger Irrenhaus bringt Josef Pilsudski zur Erholung bei Parteifreunden in England zu. Aber dieser Mann, dessen Wille stärker ist als seine fast versagenden physischen Kräfte, ist nicht direkt nach dem sicheren London gefahren. Obwohl er weiß, daß die ganze Geheimpolizei des Zaren hinter ihm als einem besonders gefährlichen Revolutionär her ist, fährt er noch einmal quer durch Rußland, herunter nach Kiew, wo die Parteifreunde inzwischen die neue Geheimdruckerei des „Robotnik“ eingerichtet haben. Das möchte er erst noch sehen, da möchte er mit seinen langjährigen Erfahrungen raten und helfen, ehe er daran denkt, einmal in seinem Leben auch etwas für sich persönlich zu tun.

Auch in London bleibt er nicht untätig. Die dortigen Parteifreunde haben da ein großes Verlagsinstitut beim Zentralkomitee der Sozialistischen Partei Polens, und auch hier arbeitet Josef Pilsudski vom ersten Tage seines Londoner Aufenthaltes an mit.

Das ist ein anderes Arbeiten wie damals in Lodz. Hier braucht man nicht vorsichtig am Schabbes die Maschinen anzuhalten, weil der Lärm des Geschäftshauses in den unteren Räumen zur Verdeckung des eigenen Maschinengeräusches notwendig ist. Hier kann man laut und unbekümmert sprechen, hier kann man sogar am Tage in irgendeiner Teestube ganz öffentlich zusammenkommen und braucht sich nicht bei jedem Wort umzusehen, ob ein Spizel des Zaren mit gespißten Ohren hört, was man spricht.

Aber so schön und bequem diese Arbeit ist, auf die Dauer kann sie Josef Pilsudski nicht befriedigen. Ist es etwa eine Kunst, hier in London revolutionäre Ratschläge für die Parteifreunde daheim zu erteilen? Pilsudski eignet sich nicht zum intellektuellen Emigranten. Er weiß sehr wohl, welche starke geistige Einflüsse in früherer Zeit von der großen polnischen Emigration in Paris ausgegangen sind. Er erkennt die Arbeit, die damals und später geleistet worden ist, durchaus

an. Aber ihm, dem Aktivisten, liegt sie nicht. Das mögen andere tun. Diese Theorien, die man an einem sicheren Schreibtisch ausarbeitet, sind unzweifelhaft gut und notwendig. Aber das können die Alten machen, die Veteranen des Jahres 1863. Er muß kämpfen. Er muß mitten drin stehen da, wo die Bauern und Arbeiter Polens ihn sehen und fühlen. Nur so kann er seinem Ziel näherkommen.

Auch die Parteiführung daheim kann auf die Dauer einen aktiven Kämpfer wie Josef Pilsudski nicht entbehren. Es weht ein unangenehm scharfer Wind in diesen ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in Russisch-Polen. Die Geheimpolizei, die sechs Jahre lang vergeblich nach der Druckerei des „Robotnik“ gefahndet hatte, hatte geglaubt, damals mit der Verhaftung Josef Pilsudskis dieser revolutionären Hydra den Kopf zertreten zu haben. Aber es war genau so gekommen, wie Josef Pilsudski selbst in seinen ersten Verhören vorausgesagt hat. Im Erscheinen des „Robotnik“ war überhaupt keine Unterbrechung eingetreten. Die Nummer 36, bei deren Fertigstellung Josef Pilsudski damals verhaftet worden war, war mit vierzehn Tagen Verspätung in London erschienen. Nur die nächste Nummer wurde noch provisorisch in London gedruckt. Schon die 38. Nummer wurde wieder im Machtbereich der russischen Polizei, nämlich in Kiew, hergestellt.

Das hat die maßlose Wut der russischen Polizei hervorgerufen. Noch schärfer als vorher fahndet sie nun nach jeder Spur sozialistischer Betätigung in Verbindung mit dem polnischen Nationalgedanken. Wahllos erfolgen Verhaftungen und Verschickungen nach Sibirien.

In dieser Situation möchten die Freunde die immer bewährte Kraft Pilsudskis nicht missen. Deshalb bricht er seine Zelte in London schon in den ersten Monaten des Jahres 1902 wieder ab und kehrt in die Heimat zurück.

Wieder steht der Mann Josef Pilsudski vor der Frage wie zehn Jahre vorher: mit welchen Mitteln kann der Kampf für die Unabhängigkeit Polens, der Kampf für die nationale und soziale Befreiung der polnischen Arbeiter und Bauern weitergeführt werden?

Es gibt für ihn nur diese Frage. Andere hätten sich vielleicht überlegt, ob man überhaupt diesen Kampf von neuem aufnehmen solle. Josef Pilsudski würde es nicht verstehen, wollte man eine derartige Frage an ihn richten.

Die publizistische Arbeit läuft jetzt einigermaßen. Während der Zeit seiner Gefangenschaft und während seines Londoner Aufenthalts hat dieser ganze Apparat, wenn man einen so hochtrabenden Ausdruck dafür gebrauchen will, sich recht gut eingespielt. An dieser Stelle ist Josef Pilsudski schon nicht mehr unbedingt notwendig. Es würde auch praktisch sehr schwierig sein, unmittelbar im Zugriffsbereich der russischen Polizei zu leben und zu arbeiten. An sich ist Josef Pilsudski der Gedanke nicht sehr sympathisch, außerhalb der Grenzen Russisch-Polens arbeiten zu sollen. Aber es geht um die Sache, und da müssen, wie stets, persönliche Neigungen zurücktreten.

Also geht er nach Krakau. Von Krakau ist es nicht weit über die Grenze hinein nach Kongresspolen. Von dort aus kann er ständig die persönliche Fühlung aufrechterhalten. Er kann selbst eingreifen, wenn es notwendig ist, und trotzdem ist er dem Machtbereich seiner russischen Verfolger entzogen.

Seit dem Ende des dreiundsechziger Aufstandes, seit damals, als der grausame Rachefeldzug der russischen Behörden gegen alles Polnische begann, ist Krakau wieder das Zentrum des geistigen Lebens des polnischen Volkes geworden. In den ersten Monaten versucht Josef Pilsudski mit aller Energie, in Fühlung mit den polnischen politischen Kreisen und Zirkeln in Krakau zu gelangen. Aber sehr bald sieht er, daß das alles keinen rechten Zweck hat. Die Männer, die dort den Ton angeben, sind die Schüler jener Krakauer Historikerschule, die nach dem Jahre 1863 immer wieder für das Aufgeben des polnischen Unabhängigkeitskampfes plädiert hat. Diese vorsichtigen und bedenklichen Herren, die nichts anderes zu können scheinen als Kritik zu üben, sind nichts für Josef Pilsudski. Zu ihnen wird er niemals in ein rechtes inneres Verhältnis kommen können.

Und wieder steht Josef Pilsudski fast allein. Nur ein paar Freunde

hat er bei sich. Aber das sind auch Kerle. Ein Duzend von ihnen ist mehr wert als sechs Schock von Literaten und Professoren.

Wenn man von Krakau aus den revolutionären Kampf gegen das zaristische Rußland weiterführen will, dann muß man jetzt darauf verzichten, Literatur zu machen. Für die Aufgaben der Publizistik ist ja auch Krakau schon beinahe Emigration. Pilsudski ist nach wie vor der Meinung, daß man einen Eindruck auf die Masse der Arbeiterschaft nur dann machen kann, wenn man selber das tut, was man von seiner Gefolgschaft verlangt. Alles andere ist Kaffeehauspolitik. Die gibt es genug, und an sie wird Josef Pilsudski seine Zeit nicht verschwenden.

Aus dem kleinen Kreise der zuverlässigen Freunde formiert Josef Pilsudski winzige, in sich geschlossene Kampforganisationen. Insgesamt sind es zunächst zwei oder drei Duzend Männer, die nach Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges auf eigene Faust dem russischen Weltreich den Krieg erklären. Und sie führen Krieg. Ganz hart und brutal Krieg. Diese Kampforganisation, Bojowka genannt, besteht aus einer Reihe von Gruppen zu je fünf Mann. Jeder ist mit einer guten automatischen Pistole ausgerüstet, Handgranaten und primitive Bomben fabriziert man sich selbst.

Das ist die Ausrüstung. Das ist der Apparat. Und mit ihm beginnt der Krieg.

Die einzelnen Gruppen werden eingesetzt, um Überfälle auf russische Gendarmeriestationen in kleinen Städten und auf dem Lande zu unternehmen. Man braucht Geld? Wenn man selber keins hat, muß es der Feind liefern. Der Feind, mit dem man sich ja im Kriegszustande befindet. Also werden russische Kassen und Geldtransporte überfallen. Wenn es ganz gefährlich wird, und wenn es um große Objekte geht, übernimmt Josef Pilsudski selbst die Führung.

Der Kundschafterdienst hat gemeldet, daß in dem Orte Bezdanj ein großer russischer Geldtransport eingetroffen ist. Diese Rubel wird die Bojowka gut gebrauchen können. Mit ein paar Mann macht Pilsudski sich auf den Weg. Ein paar Schüsse knallen, ein paar der selbstgefertigten Handgranaten werden geworfen, es gibt einige Tote und

Verwundete. Aber das große Rußland hat bei dieser Affäre von Bezdany, die sich 1908 zutrug, 200 000 Rubel verloren, um die die polnische Freiheitsbewegung reicher ist.

Nicht immer geht alles so glatt. Manch einen der Bojowken fängt die russische Polizei. Dann ist es aus. Wer lebend den Russen in die Hände fällt, kommt nicht mehr bis nach Sibirien. Ein Galgen im polnischen Lande ist das Ende. Diese Kämpfer wissen das. Sie geben sich nicht den geringsten Illusionen darüber hin, daß sie immer wieder ihr Leben aufs Spiel zu setzen haben. Sie machen ihre Unternehmungen, ohne danach zu fragen, ob sie selber eines Tages noch den Erfolg ihres ganzen scheinbar sinnlosen Kampfes erleben werden. Es geht ja auch gar nicht so sehr um den Erfolg des Augenblicks. Gewiß, es bereitet eine ingrimmige Freude, die Russen zu schädigen, wo man kann. Aber der tiefere Sinn dieses Kampfes der Bojowka liegt woanders.

Die polnischen Arbeiter sollen sehen, daß es im polnischen Volke noch ein paar Männer gibt, die im Kampfe gegen Rußland, im Kampfe für die nationale und soziale Befreiung des polnischen Arbeiters bereit sind, auch ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Das, was hier geschieht, ist eine ständige Demonstration, eine Demonstration mit Revolvern und Handgranaten. Es ist die Übertragung der alten Idee der polnischen Legionen in eine neue und besonders harte Zeit. Damals, in der Epoche Napoleons I. haben polnische Soldaten unter den französischen Fahnen sich auf allen Kriegsschauplätzen der napoleonischen Kriege geschlagen. Aus keinem anderen Grunde haben sie das getan, als aus dem, zu zeigen, daß Polen noch Söhne hat, die kämpfen können und kämpfen wollen und die die Waffen nicht aus der Hand legen, weil sie hoffen, eines Tages diese Waffen im Kampfe für ihr Vaterland führen zu können. So war es damals, so soll es jetzt wieder sein. Die Idee der Tat, die heroische Demonstration aktiven Kampfes, das ist das Wesentliche.

Die Wirkung macht sich langsam bemerkbar. Auf der einen Seite beginnen die russischen Behörden nervös zu werden. Es ist keine An-

nehmlichkeit, mit Leuten zu tun zu haben, die vor nichts zurückschrecken. Die großen Herren beim Generalgouvernement oder bei der Regierung in Petersburg geben bössartige Erlasse heraus, in denen sie kategorisch verlangen, daß die Polizei endgültig mit dieser Terrorpest aufräumen solle. Solche Verfügungen stehen in sauberer Kanzleischrift auf schönen weißen Bogen geschrieben, und wo sie eintreffen, gibt es lange Gesichter und heiße Köpfe. Aber in der Praxis ist das alles nicht so einfach, wie es sich von einem Ministerialbüro aus ansieht. Diese kleinen Terrorgruppen tauchen heute hier und morgen da auf. Große Aktionen stoßen meist ins Leere. Die wenigen Leute, um die es sich bei den einzelnen kleinen Grüppchen handelt, sind meist schon ganz woanders, wenn der schwerfällige Polizeiapparat beginnt sich in Bewegung zu setzen. Mancher russische Polizeikommissar hat in diesen Jahren des Kampfes der *Bojowka* viele schlaflose Nächte.

Das ist die eine Seite der Angelegenheit. Aber es gibt noch eine andere, positivere. Die Arbeiter und Bauern merken, daß hier etwas geschieht. Eine abgeschossene Kosakenpatrouille, eine überfallene Gendarmeriestation, das sind Tatsachen, an denen jeder Pole zuinnerst seine Freude hat. Mit dieser Befriedigung beginnt es. Der nächste Schritt ist die Erkenntnis, daß die allmächtige russische Polizei mit den *Bojowken* nicht fertig zu werden vermag. Die geduckten und getretenen Arbeiter und Kleinbürger sehen, daß es irgendwo eine Grenze der gefürchteten russischen Polizeimacht gibt. Das macht sich allmählich in der Stimmung in weiten Kreisen der Bevölkerung bemerkbar. Wo früher der russische Polizeibeamte auf eine beinahe sklavische Unterwürfigkeit stieß, bekommt er jetzt manches Mal schon ein höhnisches Lächeln zu sehen. Ganz langsam glimmt das Feuer einer beginnenden Auffässigkeit in der polnischen Bevölkerung.

Und an diesem Punkte wird weitergearbeitet. Hier liegen Ansätze zu wirklichen Erfolgen. Sie zeigen sich zunächst bei der Jugend. Die *Bojowken* und ihre Führer werden in der Phantasie der jungen polnischen Arbeiter und Studenten zu beinahe legendären Persönlichkeiten. Man traut ihnen das Unmöglichste zu. Es ist richtig. Manches

Mal vollbringen sie ja auch Dinge, die einfach unwahrscheinlich sind. Die aktivsten in der Jugend versuchen Anschluß an die Bojowka zu bekommen. Wenn irgendwo ein Opfer fällt, treten jetzt schon drei oder vier junge Leute an seine Stelle. Es ist irgendwie eine besondere Ehre und ein besonderer Vorzug, zu dieser kleinen Schar ausgesuchter nationaler Kämpfer zu gehören.

So liegen die Dinge auch schon bald nach Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges. Josef Pilsudski setzt auf diesen Konflikt große Hoffnungen. Fieberhaft versucht er, die führenden polnischen Politiker davon zu überzeugen, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, den aktiven Kampf gegen Rußland auf eine breitere Basis zu stellen. Er vertritt den Standpunkt, daß es sinnlos wäre, polnisches Blut irgendwo dort hinten im fernen Osten für Interessen zu vergießen, an denen kein Pole irgendwelchen inneren Anteil nehmen kann. Weshalb, so sagt er, sollen in diesem für uns Polen ganz gleichgültigen Kriege Tausende von jungen polnischen Menschen zusammengeschossen werden, wenn die Möglichkeit besteht, diese Volkskräfte in einem Augenblick zum Kampfe gegen Rußland anzusetzen, in dem das Zarenreich Sorgen über Sorgen hat.

Aber besteht diese Möglichkeit wirklich? In der breiten Masse des polnischen Bürgertums ist man dieser Meinung nicht. Die Furcht vor einem neuen 1863 ist zu tief eingewurzelt. Diese Bürger und Industriellen haben ja schon wieder etwas zu verlieren. Sie wollen das, was sie in den vergangenen Jahrzehnten wirtschaftlich gewonnen haben, nicht erneut leichtsinnig aufs Spiel setzen. Und diese Flandheit des Bürgertums wird unterstützt durch sogenannte realpolitische Überlegungen in gewissen politischen Kreisen. Dort bei der Nationaldemokratie, in der damals schon Roman Dmowski mit seinen panslawistischen Ideen den Ton angibt, ist man der Meinung, daß selbst ein geschlagenes Rußland immer noch stark genug sein werde, jeden neuen polnischen Aufstandsversuch in einem Meer von Blut zu ertränken.

Aber so leicht gibt Josef Pilsudski sein Spiel nicht verloren. Er macht sich auf den Weg und fährt nach Tokio. Er will die Unterstützung

der japanischen Regierung für einen großen polnischen Aufstand erhalten. Diese Fahrt wird für ihn zu einer schweren Enttäuschung. Die Führer des polnischen Bürgertums, die an irgendeiner Stelle ihres bourgeoisen Gemütes eine dumpfe Furcht vor dem Aktivisten Pilsudski haben, tun alles, um einen Erfolg zu verhindern. Sie fürchten, daß eine neue Unterdrückungswelle das einzige Resultat einer polnisch-japanischen Zusammenarbeit sein werde.

Als Josef Pilsudski in Tokio ankommt, trifft er dort bereits auf seinen großen innerpolitischen Gegner Roman Dmowski. Das ist kein gutes Vorzeichen. Wie schlecht es ist, erfährt Pilsudski sehr bald. An den zuständigen japanischen Stellen ist man bereits über die Absichten Pilsudskis unterrichtet, und diese Unterrichtung ist durch niemanden anders als Roman Dmowski erfolgt. Praktisch bedeutet das, daß Josef Pilsudski überall auf eine höflich kühle Ablehnung stößt. Man hat in den japanischen Ministerien gehört, daß dieser polnische Sozialistenführer ganz utopische Ideen habe. Man weiß selber von der Situation in Polen nicht allzuviel. Aber schließlich hat ja ein führender polnischer Politiker vor diesem Herrn Pilsudski gewarnt.

In tiefer Niedergeschlagenheit tritt Pilsudski die Rückreise an. Als er daheim ankommt, flackern im inneren Rußland die ersten revolutionären Unruhen auf. Das ist eine neue Gelegenheit. Wenn die Bürger zu feige und zu weich sind, um zu kämpfen, dann muß man mit der Revolution gehen. Zum erstenmal tauchen jetzt größere Abteilungen von Josef Pilsudskis Kampforganisationen in den Straßen der Hauptstadt Warschau auf. Es kommt zu regelrechten Gefechten mit Kosaken, und ein paar Tage lang scheint es, als ob die Sozialistische Partei Polens die Situation in Warschau beherrsche. Aber dann ist auch dieser Traum zu Ende. Noch ist die Organisation zu klein und schwach, um sich im offenen Kampfe mit der russischen Militärgewalt messen zu können.

Dieser Mißerfolg bedeutet einen schweren Rückschlag. Zeitweise scheint es so, als ob der legendäre Nimbus der Bojowka stark ramponiert sei. Die radikalen international eingestellten Elemente in der

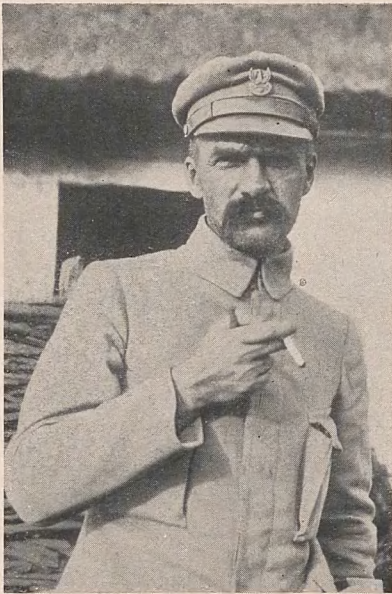


1913: Josef Piłsudski (links) an der Spitze einer Kolonne der Schützenorganisation (Strzelec).



1915: Brigadier Piłsudski während des Gefechts des 4. Legionär-Infanterie-Regiments bei
Jastkow nahe Lublin.

Rechts von Piłsudski: Brigade-Stabschef Oberstltm. Sosnkowski, jetzt Divisionsgeneral und Armee-Inspekteur, links Major Leon Berbecki, jetzt General und Armee-Inspekteur.



1915: Brigadier Piłsudski zur Zeit der Stellungskämpfe der 1. Leg.-Brig. an der Nida.



1916: Brigadier Piłsudski im Schützengraben bei Kostuchnowka am Styr.



1915: Brigadier Piłsudski mit seinem Stabe in Kolki am Styr.

Sozialistischen Partei Polens erhalten gefährliches Oberwasser. Es kommt so weit, daß auf einem geheimen Parteikongreß die Mehrheit der Delegierten eine Entschliebung annimmt, durch die der unbedingte Irredentismus, der bisher einer der wesentlichen Programmpunkte der Sozialistischen Partei Polens gewesen ist, weitgehend liquidiert wird.

Pilsudski und seine Freunde beugen sich diesem Mehrheitsbeschluß der Partei nicht. Sie führen ihren Kampf auf ihre Weise weiter.

Im Warschauer Zentralgefängnis sitzen zehn polnische Sozialisten, die an den Straßenkämpfen während der Revolutionstage des Jahres 1905 führend beteiligt gewesen sind. Das russische Sondergericht hat sie alle zehn zum Tode durch den Strang verurteilt. An einem Frühlingsabend des Jahres 1906 erhält der Direktor des Warschauer Zentralgefängnisses auf einem schönen amtlichen Bogen die schriftliche Anweisung des Generalgouvernements, die zehn zum Tode verurteilten polnischen Sozialisten zur Abholung bereitzuhalten. Sie sollen in die Zitadelle überführt werden, wo sie in den nächsten Tagen hingerichtet werden sollen.

Eine knappe Stunde, nachdem die Anweisung in den Händen des Gefängnisdirektors ist, erscheint der russische Polizeikapitän Baron von Budberg hoch zu Ross in Begleitung von zehn schwer bewaffneten russischen Polizisten. Er läßt sich beim Gefängnisdirektor melden und weist seine ordnungsmäßig ausgestellten Papiere als Beauftragter der Kommandantur vor. Höflich dankend nimmt er die Zigarette, die der Gefängnisdirektor ihm anbietet. Ein paar Minuten plaudern die Herren noch, dann werden die Gefangenen aus ihren Zellen geholt und in den Gefängnistransportwagen hineingesetzt. Sie sind schwer gefesselt und neben jedem von ihnen nimmt einer der Polizisten des Kapitäns von Budberg Platz. Grimmig sehen diese Polizisten aus. Sie verteilen freigebig Kolbenstöße an die Gefangenen, und ihre aufgepflanzten Bajonette glitzern bedrohlich durch den sinkenden Abend.

Der Kapitän von Budberg verabschiedet sich freundschaftlich vom

Gefängnissdirektor, steigt auf sein Pferd und im scharfen Trab verläßt der Wagen mit den Gefangenen den Hof des Zentralgefängnisses.

Das Ganze ist eine sehr ernsthafte und würdige Aktion. Bedauerlicherweise waren aber weder die Anweisung an den Gefängnissdirektor noch der Polizeikapitän von Budberg, noch die zehn grimmigen russischen Polizisten echt. Am nächsten Tage findet man an einer verlassenen Stelle vor den Toren Warschaus den Gefangenentransportwagen. In seinem Inneren liegt gefesselt und chloroformiert der Kutscher, der einzige nämlich, der wirklich bei diesem ganzen Unternehmen ein Russe war.

Dafür kleben an einem Duzend von Warschauer Straßenecken auffällige Plakate, in denen der Warschauer Bevölkerung mitgeteilt wird, daß das Zentral-Arbeiterkomitee der Sozialistischen Partei Polens die zehn zum Tode verurteilten polnischen Sozialisten aus eigener Machtvollkommenheit amnestiert hat.

Das ist ein Schlag gegen die russische Staatsgewalt, der seine Wirkung nicht verfehlt. Was Pilsudski erreichen wollte, ist erreicht! Sein Ansehen bei der Arbeiterschaft ist von neuem so groß wie nur je zuvor.

Immer stärker wird im Laufe der Zeit der Andrang der Jugend zur Bojowka. Im Jahre 1908 kann Josef Pilsudski daran denken, seine militärische Organisation auf eine etwas breitere Basis zu stellen. Er beginnt in Galizien mit der Zusammenstellung ganzer Schützenkompanien. Bei der Organisationsarbeit, die dafür zu leisten ist, unterstützt ihn in erster Linie der spätere polnische Kriegsminister Sosnokowski.

Das sind die Anfänge der polnischen Legion während des Weltkriegs. Das ist, wenn man so will, die Privatarmee des Privatmannes Pilsudski, die eines Tages den Grundstock für eine neue polnische Armee abgeben soll.

Heute, nachdem ein polnisches Reich existiert, heute, nachdem Josef Pilsudski sein Ziel erreicht hat, klingt das alles längst nicht mehr so phantastisch, wie es damals tatsächlich erscheinen mußte. Da ist ein sozialistischer Agitator, der Angehörige eines Volkes, das gar keinen

Staat besitzt, und dieser Mann beginnt, sich eine Armee zusammenzustellen. Ein Beispiel, das man für dieses Vorhaben irgendwie heranziehen könnte, gibt es überhaupt nicht. Man kann in einem Staat sich mit ein paar Freunden zusammentun, um diesen Staat zu erobern. Aber die Vorstellung, daß ein paar Duzend Menschen einen neuen Staat gründen wollen, an dessen Nichtexistenz drei Weltmächte, Rußland, Deutschland und Österreich interessiert sind, das bleibt vielleicht ein absolutes historisches Unikum.

Denn über eins ist sich Josef Pilsudski von vornherein klar! Die Wiedergeburt des polnischen Staates, der ihm vorschwebt, ist nicht auf dem Wege über Kompromisse zu erreichen. In der Geschichte der polnischen Staatenlosigkeit hat es Kompromisse und Kompromißversuche genug gegeben. Sie sind alle gescheitert. Sie mußten scheitern an dem vielfach vielleicht unbewußten, unbedingten Unabhängigkeitswillen des polnischen Volkes. Es hat Kämpfe und Aufstände gegeben, und noch der letzte große Aufstand von 1863 war ja eigentlich nichts anderes als die blutige Liquidation eines groß angelegten Kompromißversuches zwischen Rußland und den nationalen und kulturellen Interessen des polnischen Volkes.

Auf diesem Wege geht es nicht, und diesen Weg halber Kompromisse wird Josef Pilsudski auch niemals beschreiten. Das weiß er und das wissen seine Freunde, soweit sie auf dem Boden des unbedingten Kampfes um die Wiederherstellung Polens in seinen alten Grenzen, das heißt also in den Grenzen vor der ersten Teilung im Jahre 1772 stehen. Diese Männer, die man zur damaligen Zeit draußen in der Welt entweder nicht kennt oder nicht ernst nimmt, sind sicherlich keine politischen Hellseher. Aber sie haben das Gefühl, dem zwei Generationen früher der große polnische Nationaldichter Adam Mickiewicz in dem Gebet dichterische Form verliehen hat! „Um den allgemeinen Krieg der Völker bitten wir dich, o Herr, für die Freiheit der Völker.“

Die Tatsache, daß Josef Pilsudski beginnt, sich seine Privatarmee in Galizien zusammenzustellen, kann den österreichischen Behörden natürlich auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Aber in Wien ist man

nicht geneigt, diese Angelegenheit in irgendeiner Weise tragisch zu nehmen. Bitt schön, was kann denn ein kleiner polnischer Sozialist mit solchen militärischen Spielereien schon für eine Gefahr werden? Und wo vielleicht in den Ministerien doch einer oder der andere höhere Beamte bedenklich den Kopf schüttelt, da gibt es dann zum Glück für Pilsudski und seine Mitarbeiter immer wieder einen Polen, der, wenn er auch nicht selber auf dem Standpunkt Pilsudskis steht, doch zum Guten redet und diese galizischen Dinge als unwichtig beiseite schiebt.

Selbst in der österreichischen Armee findet das Vorhaben Pilsudskis eine nachsichtige Duldung. In einem Staate wie der habsburgischen Doppelmonarchie, in dem anderthalb Duzend Nationen und Stämme zusammen leben sollen, kann man sich nicht um jeden Privatverein ängstlich besorgt kümmern. Wo liegt eigentlich der Unterschied zwischen einem tschechischen Radfahrverein und dieser Organisation von galizischen Polen, die am Sonntag, anstatt im Kaffeehaus Tarock zu spielen, in die Umgebung der Städte und in die Wälder gehen und militärische Übungen abhalten? Wenn man erst einmal anfängt, sich darum zu kümmern, dann kommt am Ende irgendeine unangenehme Geschichte heraus, dann gibt es nur Mehrarbeit und Kontrollen. Da läßt man dann schon lieber diese komischen Heiligen in Ruhe.

Schließlich kommt es sogar so weit, daß man diesen sogenannten Schützenkompanien Pilsudskis aus alten österreichischen Heeresbeständen ein paar hundert alte Gewehre zur Verfügung stellt. Das Zeug liegt ja doch nur herum, und wenn diese komischen Polen gerne Gewehre reinigen wollen, so wird ja damit im Effekt den Depotarbeitern nur Mühe abgenommen. Was soll schon passieren?

Das ist die Einstellung der österreichischen Behörden gegenüber den Schützenkompanien Josef Pilsudskis. Ihr Organisator und Schöpfer hütet sich sehr wohl, durch irgendeine Unvorsichtigkeit diese aus Gutmütigkeit und Schlamperei herrührende Duldung in Gefahr zu bringen. Er läßt die Österreicher sogar ganz absichtlich in dem Glauben, daß eines Tages, wenn es doch einmal zum Krieg zwischen Österreich und Rußland kommen sollte, diese polnische Militärorganisation eine

starke Anziehungskraft auf die Polen in der russischen Armee ausüben werde. Das ist eine Überlegung, die den österreichischen Generalstäblern einleuchtet. Man hat vielleicht eines Tages mit den Schützenkompanien dieses Herrn Pilsudski eine ganz brauchbare Waffe in der Hand, um die innere Widerstandskraft von Teilen der russischen Armee zu unterhöhlen. Von diesen österreichischen Beamten und Offizieren, denen es zumeist viel zu unbequem ist, sich in irgendeiner Form mit der Geschichte des polnischen Volkes zu beschäftigen, hat kaum einer eine Ahnung davon, wie stark und wie kompromißlos der Unabhängigkeitsdrang in Josef Pilsudski und seinen Mitarbeitern brennt. Man ist in Wien, aber auch in Krakau und Lemberg, der Meinung, daß die verhältnismäßige politische Freiheit, die die galizischen Polen in den letzten Jahrzehnten gehabt haben, den nationalen Wünschen und Forderungen des polnischen Volksteils im österreichischen Staatsverbände vollauf Rechnung trägt. Man hat ja das praktische Beispiel für die loyale Mitarbeit der Polen im Habsburger Reiche deutlich vor Augen. Der polnische Klub im Wiener Parlament ist durchaus nicht irrelevantistisch. Es gibt hohe Staatsbeamte, ja sogar Minister polnischer Nationalität. Und bei diesen Leuten werden teilweise ganz interessante und weitreichende politische Projekte erwogen.

Man denkt in diesen Kreisen ganz ernsthaft daran, den österreichisch-ungarischen Dualismus im Verlaufe einer Auseinandersetzung mit Rußland eines Tages vielleicht zu einem österreichisch-ungarisch-polnischen Trialismus erweitern zu können.

All das weiß Josef Pilsudski, und um seines Zieles willen, das ganz anders aussieht, hütet er sich wohl, in der Öffentlichkeit diesen Ideen zu widersprechen. Dabei hätte man in Wien, wenn man die Augen aufgemacht hätte, ohne besondere Schwierigkeiten genügend Anzeichen für die Richtung dieser polnischen nationalsozialistischen Bewegung haben können. Schon in den neunziger Jahren hatte der damalige Führer der polnischen Sozialdemokratie in Galizien Ignaz Daszynski auf einem Kongreß der österreichischen sozialistischen Partei die Erklärung abgegeben, daß die polnischen Sozialisten in Galizien

es um des Zusammenhanges mit ihren Volksgenossen in den übrigen polnischen Ländern ablehnen müßten, sich in irgendeiner Form organisatorisch mit der österreichischen Sozialdemokratie zu verschmelzen. Aber diesen sehr deutlichen Hinweis auf die Ziele der polnischen sozialistischen Bewegung hatte man in Österreich nicht verstanden. Maßgeblich durfte dabei allerdings die auch in Deutschland weitverbreitete Neigung des Bürgertums mitgesprochen haben, in der damaligen Zeit Dinge, die aus dem sozialistischen Lager kamen, unter keinen Umständen als mögliche Realitäten von morgen anzuerkennen. Es bleibt eben immer so, daß man schließlich nicht weiß, was man nicht wissen will.

So kann Josef Pilsudski ziemlich unbehindert arbeiten. Nur eins ist schwierig: die Finanzierung. Denn wenn er auch von österreichischer Seite weitgehende Duldung erfährt, Geld bekommt er nicht. Die jungen Arbeiter und Studenten, die kleinen Kaufleute und Angestellten, die den Stamm der Schützenkompanien Pilsudskis bilden, tun in finanzieller Hinsicht, was sie können. Aber die wenigen Kronen, die sie sich im Laufe eines Monats zum großen Teil tatsächlich vom Munde absparen, reichen nicht entfernt aus, um die notwendigen Ausgaben für die immer größer werdende Organisation zu decken.

Pilsudski unternimmt immer wieder Reisen ins Ausland, um bei den Polen besonders im Westen Europas Geldmittel für seine Organisation locker zu machen. Aber dort, in England oder in Frankreich, weiß man so gut wie gar nichts von ihm. Dort hört man bestenfalls mit halbem Interesse zu, wenn er für seine Ideen wirbt, und wenn es dann ans Zahlen geht, zuckt man höflich die Achseln und läßt sehr deutlich durchblicken, daß man für derartige Phantastereien sein gutes Geld für zu schade halte. Trotzdem gelingt es Pilsudskis unbeugsamer Energie, wenigstens so viel Mittel zusammenzubekommen, daß die Organisation im Laufe der Zeit bis auf etwa 200 Kaders für eine ebenso große Zahl von Schützenkompanien steigt.

In den nichtsozialistischen polnischen Kreisen in Galizien und besonders in der Jugend wächst das Interesse an dieser Organisation

Pilsudskis immer mehr. In den Reihen seiner Schützenkompanien finden sich immer häufiger junge Polen ein, die alles andere als Sozialisten sind. Die Nationaldemokraten in Galizien sehen diese Entwicklung nicht ohne Sorge. Sie befürchten, daß der sozialistische Einfluß in der polnischen Jugend Galiziens überhandnehmen könne. Aus diesem Grunde gehen sie daran, eigene Militärorganisationen aufzustellen. Pilsudski lächelt, als er das bemerkt. Mögen die Nationaldemokraten auch aus reiner Sozialistenangst ihr Konkurrenzunternehmen aufmachen. Er weiß, daß diese jungen Polen eines Tages doch unter seinem Kommando für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen werden. Um jedoch eine Zersplitterung in der Ausbildung zu vermeiden, macht er eine kleine taktische Wendung. Im Jahre 1912 entschließt er sich dazu, in Galizien ein Zentralkomitee der polnischen Unabhängigkeitsparteien mit ins Leben zu rufen. Diese Dachorganisation gewährleistet wenigstens die Einheitlichkeit der militärischen Organisationen.

Der Endkampf um das Reich

Der Kriegausbruch ist der Tag, auf den Josef Pilsudski seit Jahren sich vorbereitet hat. Der große europäische Konflikt muß die Entscheidung bringen. Jetzt ist der große Krieg der Völker da, den die polnischen Patrioten seit der Zeit Napoleons I. erhofft und ersehnt haben. Jetzt muß der Welt bewiesen werden, daß Polen noch existiert und daß polnische Männer in diesem großen europäischen Kriege für Polen und nur für Polen allein die Waffen führen.

Kein Volk Europas ist in diesen Tagen des Kriegausbruches so zerrissen wie das polnische Volk. Die Jugend Polens dient in den Heeren aller drei Teilungsmächte. Hunderttausende müssen russische Uniformen tragen, viele Zehntausende stehen in der österreichischen oder in der deutschen Armee. Jeder Pole, der in diesem Kriege einen Schuß abgibt, muß damit rechnen, einen Landsmann zu treffen. Das ist die Lage, und es gibt viele ehrliche und nationalgesinnte polnische Männer, die unter der Vorstellung dieses ungewollten Bruderkrieges innerlich beinahe zerbrechen.

Auch Josef Pilsudski weiß, daß diese letzte große Auseinandersetzung mit polnischem Blute, von Polen selbst vergossen, ausgetragen werden muß. Aber es bleibt keine andere Wahl. Worauf es ankommt, ist zunächst einmal der Welt zu zeigen, daß es nicht nur russische, österreichische und deutsche Soldaten polnischer Nationalität gibt, sondern daß es polnische Soldaten gibt, die für Polen und für ein polnisches Reich in diesen Krieg gehen. Wäre es anders, so wäre vom polnischen Standpunkt aus dieser Krieg nur ein grausamer Brudermord. Durch die Tat muß der Beweis erbracht werden, daß auch für polnische Menschen, und gerade für sie, der europäische Krieg einen Sinn besitzt. Dieser Beweis muß sofort und ohne jedes Zögern erbracht werden.

Aus dieser Überlegung heraus wartet Josef Pilsudski nicht, bis sich die österreichischen Behörden entschließen, seine Schützenkompanien in ihrer Gesamtheit mit modernen Waffen auszurüsten.

Am 6. August 1914 überschreitet Josef Pilsudski weit vor der österreichischen Vorhut mit noch nicht ganz 200 Mann, die er in aller Eile zusammengerafft hat, die Grenze zwischen Galizien und Kongreßpolen. Damit steht eine rein polnische Formation im Felde. Schon in den ersten Tagen kommt es zu Gefechten mit kleinen russischen Abteilungen. Schon diese ersten Gefechte erbringen den Beweis, daß diese polnischen Soldaten, wenn sie als Polen für ihr eigenes Vaterland fechten, ganz ausgezeichnete militärische Qualitäten besitzen. Aber schon diese ersten Tage erbringen auch den blutigen Beweis für die notwendige Sinnlosigkeit eines Kampfes von Polen gegen Polen.

Pilsudskis kleine Abteilung ist auf dem Marsche auf die polnische Stadt Kielce. Sie stößt auf eine zahlenmäßig weit überlegene russische Formation. Pilsudskis Schützen verfügen weder über Artillerie noch über Maschinengewehre. Aber das macht nichts. Sie wollen vorwärts, und es ist keiner unter ihnen, der sich nicht an die glänzenden Waffentaten vergangener polnischer Generationen im Freiheitskampfe des polnischen Volkes erinnert. Diese polnischen Freiwilligen wollen nicht weniger leisten als die Freiwilligen der Aufstände von 1794 und 1831. Wenn es damals gelungen ist, trotz schlechterer Bewaffnung weit überlegene russische Kräfte zu schlagen, so wird es heute wieder gelingen.

Der Zusammenstoß mit den Russen ist hart und blutig. Aber der Erfolg ist tatsächlich auf der Seite der Polen. Fast fluchtartig weichen die Russen zurück, und die kleine polnische Abteilung kann ihren Vormarsch fortsetzen.

Heiß brennt die Augustsonne. Am Straßenrand liegt ein schwerverwundeter junger russischer Soldat. Eine Kugel hat ihm die Brust durchbohrt. Mühsam atmet der Schwerverletzte. Und bei jedem Atemzug treten kleine Bläschen blutigen Schaums auf seine Lippen. Ein schwerer Lungenschuß also. Josef Pilsudski tritt zu dem Verwundeten. Er sieht die polnische Legionärsmütze und machte ein verzweifelte Anstrengung, um zu sprechen. Pfeifend kommt von seinen Lippen die Frage: „Sind Sie vielleicht aus Litauen?“

„Ja“, antwortet Pilsudski, „ich bin aus Litauen, aus der Umgegend von Wilna.“

„Ich“, sagt der Verwundete, „bin aus Grodno. Mein Name ist Stetkiewicz. Wie heißen Sie?“

„Pilsudski. Auf dem Gymnasium in Wilna hatte ich einen guten Freund mit Namen Stetkiewicz.“

Der Schwerverwundete wendet Pilsudski ganz langsam den Kopf zu. Er sieht ihn aus fast schon brechenden Augen an, die sich jetzt langsam mit Tränen füllen. „Mein Va—ter“, murmelt er ganz leise.

Pilsudski beißt die Zähne zusammen. Das also ist dieser Krieg, der geführt werden muß, weil es um die Freiheit des polnischen Volkes geht. Das Gewehr auf seiner Schulter ist plötzlich eine drückende Last. Vielleicht hat die eigene Kugel den Sohn des Jugendfreundes getroffen.

Pilsudski reißt sich zusammen. Vorne verhallen die letzten Schüsse der zurückweichenden Russen. Dieser Kampf, in dem Polen auf Polen schießen müssen, ist entsetzlich. Aber in über hundert Jahren des Kampfes um die Freiheit der polnischen Nation ist schon so viel polnisches Blut geflossen, daß man nun kurz vor der wahrscheinlichen Entscheidung über das Schicksal des ganzen Volkes nicht weich werden darf.

Weiter vorwärts, das ist die einzige Lösung, die es gibt.

Wenige Tage später, am 12. August, zieht die Abteilung Pilsudskis in Kielce ein. Zum erstenmal seit vielen Generationen weht auf dem Marktplatz in Kielce wieder eine polnische Fahne. Der Kampf ist begonnen, und wenn es auch nur ein paar Hunderte sind, die ihn führen, es gibt wieder polnische Soldaten.

Im österreichischen Hauptquartier ist man über die Eigenmächtigkeit dieses merkwürdigen Herrn Pilsudski zunächst erstaunt. Man weiß nicht recht, was das alles zu bedeuten hat. Es ist ja sehr nett, wenn polnische Soldaten ohne Amt und Auftrag bis nach Kielce vorstoßen. Aber die Herren im Generalstab sind ein wenig ratlos.

Während dieser Tage spielt sich in Wien hinter den Kulissen ein

interessanter politischer Kampf ab. Der österreichisch-ungarische Finanzminister Bilinski, ein galizischer Pole, hat mit dem österreichisch-ungarischen Außenminister Grafen Berchtold einen Aufruf vorbereitet, den Kaiser Franz Josef an das polnische Volk richten soll. In diesem Aufruf heißt es unter anderem:

„Wenn der allmächtige Gott den verbündeten Heeren den Sieg schenkt, wird euer Land dem Verband meiner Staaten untrennbar in der Weise einverleibt werden, daß es mit meinem, von euren Landsleuten bewohnten Land ein einheitliches Königreich bilden wird, dessen Verwaltung unter Berücksichtigung der obersten Interessen und Bedürfnisse unserer Monarchie ich der vor dem nationalen Geism in Warschau verantwortlichen Regierung übertragen werde.“

Das soll die Ankündigung der sogenannten polnischen trialistischen Lösung der polnischen Frage sein. Doch die Veröffentlichung dieses Aufrufs unterbleibt. Von Berlin aus gibt man recht deutlich zu verstehen, daß in dieser höchst einseitigen Form und in diesem Augenblick die polnische Frage nicht zu entscheiden sei. Aber auch auf der Seite der Ungarn protestiert man heftig gegen eine derartige Lösung. Offenbar fürchtet man in Budapest, daß die Schaffung eines großen polnischen Königreichs unter der habsburgischen Krone den Einfluß und die Stellung Ungarns im habsburgischen Staatenverbände beeinträchtigen könne. Die Ungarn möchten ungern von einer Hälfte der Doppelmonarchie zu einem Drittel herabsinken.

Pilsudski erfährt von diesen Wiener Auseinandersetzungen und ist im Grunde seines Herzens über den Ausgang recht froh. Wäre bereits in diesem Augenblick die offizielle Ankündigung eines polnischen Königreiches unter habsburgischer Oberhoheit erfolgt, so wäre damit seiner militärischen Demonstration für ein völlig unabhängiges Polen viel von ihrer Wirkung im polnischen Volke selbst verlorengegangen.

Trotzdem weiß Pilsudski natürlich genau, daß es jetzt noch zu früh ist, um mit konkreten politischen Forderungen hervortreten. Man hat später Josef Pilsudski einen Vorwurf daraus zu machen versucht, daß er damals in den ersten Wochen des Krieges gegen eine mögliche

austropolnische Lösung nichts eingewendet habe. Gewiß hat er das nicht getan. Aber in diesem Augenblick kommt es ihm zunächst einmal darauf an, mit Hilfe der österreichischen Militärbehörden seine Militärorganisation zu erweitern und auszubauen. Das wäre ohne Zweifel nicht möglich gewesen, wenn er damals schon in dem Ton gesprochen hätte, in dem er zwei Jahre später dann tatsächlich gesprochen hat.

Durch sein scheinbares Eingehen auf die österreichischen Interessen erreicht er, daß der größte Teil seiner Schützenorganisation noch im Laufe des August in polnischen Uniformen in der sogenannten polnischen Legion zusammengefaßt wird. Bewaffnung, Verpflegung und Löhnung erfolgt durch die österreichischen Behörden. Und darauf in erster Linie kommt es Pilsudski an.

Die polnische Legion besteht zunächst aus zwei Brigaden, zu denen später noch eine dritte kommt. Pilsudski selbst erhält das Kommando über die erste Brigade. Jene erste Brigade, der angehört zu haben im späteren polnischen Dienst mehr wert ist als ein jeder andere Rang oder Titel.

Die polnische Legion Josef Pilsudskis macht der militärischen Tradition der alten polnischen Legionen alle Ehre. Mit Staunen sehen die österreichischen Offiziere, wie diese Formationen, die sie bis dahin immer ein wenig über die Achsel angesehen haben, angreifen und vorgehen. Und ein noch größeres Erstaunen rufen die polnischen Offiziere hervor, diese Männer, die aus irgendwelchen Zivilberufen kommen und nun auf einmal militärische Führer sind. Doch das Staunen der Österreicher ist zutiefst unberechtigt. Es kommt einfach daher, daß die österreichischen Offiziere sich nicht recht vorstellen können, daß Offizier und Mann in einer Truppe von demselben Geist wie besessen sind und daß sich aus diesem geistigen Zusammenhalt ein Elan ergibt, der mit den natürlichen Mängeln fehlender Schulung und taktischer Ausbildung scheinbar ohne Schwierigkeiten fertig wird. In den höheren österreichischen Stäben, die mit den Polen zu arbeiten haben, hat man auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannt, welches eigentlich der Sinn dieser polnischen Legionen ist. Man betrachtet sie als eine

Quantité négligeable, und immer wieder kommt es vor, daß man bei der Berücksichtigung von Verpflegung, Ausrüstung usw. die Polen einfach vergißt. Wenn das vorkommt, kennt Josef Pilsudski keine Zurückhaltung mehr. Dann beschwert er sich in einem Ton, der manchmal mehr von der schneidenden Schärfe irgendeines Leitartikels aus seiner Journalistenzeit hat als von den vorgeschriebenen Phrasen einer dienstlichen Beschwerdeschrift.

Bezeichnend für die Verständnislosigkeit der Österreicher ist es, daß sie den Legionären Pilsudskis, die in den ersten Wochen des Krieges meist ein sehr beträchtliches Stück vor der österreichischen Vorhut marschieren, anstatt der fehlenden Munition und Ausrüstung eines Tages eine Sendung schwarzgelber Armbinden schicken. Die österreichischen Behörden sind wohl der Meinung, daß man den Polen keine größere Freude machen könne. Der österreichische Stabsoffizier, der Pilsudski diese merkwürdige Sendung überbringt, ist nicht wenig erstaunt, als Pilsudski ihn in ziemlich scharfem Tone auffordert, diese Albernheiten zu unterlassen und lieber dafür Sorge zu tragen, daß die Legionäre endlich vernünftige Stiefel und Mäntel bekommen. Tief empört fährt der Österreicher wieder in sein Stabsquartier zurück.

Eines Tages verirrt sich ein hoher österreichischer Truppenführer sehr weit nach vorne. In irgendeinem kleinen Städtchen stößt er auf zwei Bataillone von Pilsudskis erster Brigade. Es ist das erste Mal seit Kriegsausbruch, daß die Legionäre einen so hohen militärischen Führer der Österreicher zu Gesicht bekommen. Es soll in aller Eile ein paradeähnlicher Vorbeimarsch stattfinden. Die Legionäre haben nicht ganz unberechtigterweise das Gefühl, daß sie diesen Krieg zu anderen Zwecken als zu denen von Paraden führen. Aber was hilft's. Es wird angetreten, und die Truppe stellt sich zum Parademarsch bereit. Die Gewehrlage ist nicht die allerbeste. Auch mit der Richtung hapert so manches. Aber irgendwie wird es schon gehen. Sogar eine kleine Kapelle ist ja vorhanden. Pilsudski selber ist bei diesem kleinen Vorfall nicht anwesend. Der rangälteste polnische Offizier übernimmt das Kommando. Mit möglichster Strammheit marschiert die Kapelle los,

schwenkt ein, der Tambour gibt seine Signale und über den Marktplatz des kleinen polnischen Städtchens schallen die Klänge des alten polnischen Kampfliedes: „Noch ist Polen nicht verloren!“

Das Lied kennt der alte österreichische General. Er kennt es, und er nimmt es übel. Wütend wendet er sich an seinen Adjutanten. Der jagt in gestrecktem Galopp auf die Kapelle los. Ein paar Sekunden später schweigt die Musik und die Bataillone defilieren ohne Musikbegleitung an dem österreichischen General vorbei.

Diese und ähnliche kleine Zwischenfälle heben die Stimmung zwischen den Polen und den Österreichern auf die Dauer nicht sehr. Es ist jetzt schon so weit, daß ein polnischer Bataillonskommandeur in einem Tagesbefehl an sein Bataillon vor dem Beginn eines größeren Gefechts folgendes sagt:

„Soldaten! Zeigt in den Kämpfen, die uns bevorstehen, eine Haltung, die eines polnischen Soldaten würdig ist. Legt dieselbe Todesverachtung an den Tag wie unsere Feinde, die Deutschen.“

Den ersten Tagen des Vormarsches hinein ins kongreßpolnische Königreich folgen die deprimierenden Wochen des österreichischen Rückzuges vor den nachdringenden Russen. Zähneknirschend muß Pilsudski seine Bataillone zurückführen bis fast unter die Mauern von Krakau. Pilsudski weiß, was seine Leute zu leisten imstande wären. Er hat es in den ersten Augusttagen immer wieder durch die härtesten Proben feststellen können. Um so schmerzlicher ist es ihm deshalb, daß er in diesem Augenblick zurück muß, anstatt vorwärtsgehen zu können. Dieser Rückzug ist für Pilsudski das Bitterste, was er sich denken kann. Aber es hilft nichts. Er kommandiert sechs Bataillone und eine Schwadron. Damit kann man selbst beim besten Willen allein die russische Millionenarmee nicht aufhalten und zurückwerfen. Aber auch diesen Rückzug halten die Legionäre aus, ohne zu murren. Ihr Vertrauen zu ihrem Kommandanten Pilsudski ist unbegrenzt. Sie wissen, daß ihr Führer nicht zu denen gehört, die zurückgehen, wenn es sich vermeiden läßt. Sie wissen, daß Josef Pilsudski deshalb an ihrer Spitze steht, weil er hofft und glaubt, auf diese Weise am besten für die Befreiung

Polens wirken zu können. Die Legionäre müssen zwar mit den Österreichern zurückgehen, aber die Gemeinsamkeit dieses Rückzuges macht sie noch nicht zu österreichischen Soldaten.

Diese erste Brigade ist eine merkwürdige Formation. In ihren Reihen stehen grauhaarige Männer von über fünfzig neben Kindern, die eben erst das fünfzehnte Lebensjahr überschritten haben. Da stehen bekannte und über die Grenzen ihres Vaterlandes weit hinaus berühmte Schriftsteller neben analphabetischen Bauern. Da sind Angehörige der ältesten polnischen Adelsgeschlechter in derselben Gruppe mit Fabrikarbeitern. Aber niemand empfindet irgendeinen Unterschied. Alle sind sie Polen, und nur Polen, aus welchem Teil dieses zerrissenen Landes sie auch stammen mögen.

Man wird einwenden können, daß wahrscheinlich in allen kriegsführenden Armeen der Professor neben dem Arbeiter und der Dichter neben dem Analphabeten gestanden hat. Das ist richtig. Aber bei diesen polnischen Formationen ist es insofern etwas anderes, als all diese Männer nicht in jener Tradition militärischer Disziplin groß geworden waren, wie sie das stärkste Rückgrat etwa in der deutschen Armee stets gebildet hat. Diese Freiwilligen aus Kongresspolen, die allein ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um sich der Einstellung in die russische Armee zu entziehen, diese Fünfzehnjährigen und Sechzigjährigen, diese Frauen, die immer wieder in den Reihen der ersten Brigade aufgetaucht sind, sie alle zusammen bildeten nicht den Teil irgendeiner Armee, sondern sie waren die lebendige Demonstration für die Existenz eines Polen von morgen.

Das ist der Inhalt und das Wesen dieser ersten Brigade, und auf diese Tatsache gründet sich jene Legende, zu der die erste Brigade im Laufe der Zeit geworden ist.

Zum letzten Male Gefangener

Der Krieg rollt weiter. Die polnische Legion sicht und marschirt, marschirt und sicht. Ist sie wirklich nur ein Teilchen dieser riesigen Kriegsmaschinerie? Es könnte so scheinen. Nach dem Willen Josef Pilsudskis soll die Legion mehr sein. Dieser Wille des Kommandanten treibt die kleine Truppe zu teilweise heroischen Leistungen. Aber in diesen Monaten sind Leistungen des militärischen Heroismus nichts Besonderes. Auf allen Kriegsschauplätzen werden Taten vollbracht, die noch vor ein paar Monaten unvorstellbar gewesen waren. Selbst der stärkste Elan, selbst die verbissenste Energie von ein paar polnischen Bataillonen wird diesen Krieg nicht entscheiden.

Pilsudski weiß das. Er, der Romantiker der Idee und der Realist der Tat, denkt weiter. Die heroische Demonstration der polnischen Tat ist getan. Rußland muß geschlagen werden. Das ist ohne Zweifel das erste. Was polnische Soldaten zur Erreichung dieses Zieles tun können, wird getan werden. Aber das ist noch nicht alles. Pilsudski empfindet jetzt mit voller Klarheit, daß auch die Niederlage Rußlands den Kampf um Polens Freiheit noch nicht entscheiden wird. Wie lange wird es dauern, bis die Verbündeten von heute, die Österreicher und Deutschen, die Gegner von morgen sein werden? Eines Tages muß das kommen. Pilsudski will für diesen Fall vorbereitet sein.

So beginnt er schon Ende des Jahres 1914 mit der Organisation der sogenannten P. O. W. (Polska organizacja wojskowa). Damit kehrt er wieder zurück zur alten und kaum jemand wie ihm so gut bekannten Methode des Kampfes im Dunkeln. Hinter der russischen Front, im Herzen des kongresspolnischen Landes gehen seine Beauftragten an die Arbeit. Sie sollen ein Organisationsnetz schaffen, bei dem alle Fäden für eine kommende polnische Nationalarmee zusammenlaufen. Diese Arbeit muß in einem kriegsführenden Lande getan werden. Diese Arbeit ist wieder wie vor Jahren für jeden, der an ihr teilnimmt, ein dauerndes Spiel mit dem Tode. Doch die Männer der

ersten Brigade, die für die Organisation der P. O. W. in allererster Linie Verwendung finden, sind erprobte Kämpfer. Gewiß, es ist schöner und vielleicht heroischer, Seite an Seite mit den Kameraden im Gefecht zu stehen, als allein, umgeben von Feinden, unterirdische Arbeit verrichten zu müssen. Aber diese Männer beißen die Zähne zusammen. Hier gibt es keine Orden zu verdienen. Hier gibt es keine Anerkennung in Heeresberichten. Hier hat man nur seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit für sein Vaterland zu tun, das die ganze Welt auch heute noch nicht anerkennen will.

In wenigen Monaten steht die Organisation einigermaßen. Durch sie erfaßt man viele Zehntausende von wehrfähigen Männern in ganz Polen. Aber nicht nur die Männer arbeiten mit. Zu Hunderten stellen sich polnische Frauen zur Verfügung, um Nachrichten zu vermitteln und Kurierdienste zu tun. Die Leitung der Organisation liegt in den Händen Josef Pilsudski, und er steht an der österreichischen Front. Jeder Befehl und jeder Bericht muß durch die Linie der kämpfenden Parteien hindurchgebracht werden. Die Leistungen dieser polnischen Frauen grenzen ans Fantastische. Manche eine von ihnen endet als angebliche Spionin ihr Leben unter russischen Kugeln. Aber für jede Tote treten zehn Lebende ein. Das polnische Volk und gerade der einfache Mann begreift in diesen Monaten mit voller Klarheit, daß jetzt die Entscheidung in dem mehr als hundertjährigen Freiheitskampfe des polnischen Volkes fallen muß.

Eine solche Organisation kostet Geld? Gewiß. Pilsudski weiß es, und seine Offiziere und Soldaten begreifen das ebenfalls. Die Angehörigen der polnischen Legion werden von den österreichischen Behörden ebenso entlohnt wie die Offiziere und Soldaten der österreichischen Armee. Keiner der Legionsoffiziere erhält jedoch von seinem Gehalt mehr als hundert Kronen im Monat ausgezahlt. Die Feldwebel und Unteroffiziere bekommen Mannschaftslöhnung. Alles, was darüber ist, wird von Pilsudski einbehalten und dient zur Finanzierung der P.O.W.

Das ist der erste Schritt. Schon im Frühjahr 1915 folgt der

zweite. Noch ist der Kampf in vollem Gange. Aber Pilsudski erkennt, daß jetzt allmählich die Dinge die Wendung nehmen, mit der er gerechnet hat und auf die er hofft. Die große deutsch-österreichische Frühjahrsoffensive des Jahres 1915 fegt über das polnische Land. In erbitterten Schlachten werden die Russen wieder und wieder geschlagen und die verbündeten Heere dringen weit hinein nach Kongresspolen. Aus dem Kernlande Polens sind die Russen so gut wie vertrieben. Aber an ihre Stelle treten österreichische und deutsche Gouverneure. Polen ist nichts weiter als besetztes feindliches Gebiet. Es ist ja kein eigener Staat. So sehen sich die Dinge für Josef Pilsudski an, der sich als der Repräsentant eines selbständigen polnischen Staates fühlt. Und aus dieser Einstellung heraus gibt Josef Pilsudski den Geheimbefehl an die P.D.W., von nun an keine Rekruten mehr für die polnische Legion anzuwerben. Noch steht die Legion selbst an der Front. Noch kämpft sie Seite an Seite mit Deutschen und Österreichern. Aber Josef Pilsudski ist sich darüber klar, daß von nun an jeder polnische Soldat, der als Verbündeter der Deutschen und Österreicher in diesem Kampfe fällt, später einmal in den Reihen des freien polnischen Heeres fehlen wird. Nun nach diesen fürchterlichen Schlägen gegen das russische Reich mögen die Deutschen und Österreicher allein weitersehen. Pilsudski als Pole hat kein Interesse mehr daran, diesen Mächten Hilfsstellung zu leisten, denn diese Mächte sind ja zu ihrem Teil ebenso an der Nicht-Existenz seines Vaterlandes interessiert wie Rußland.

Vorläufig kann das naturgemäß noch nicht offen ausgesprochen werden. Infolgedessen bleibt die polnische Legion an der Front und Offiziere und Mannschaften tun weiter ihre Pflicht als Soldaten. Aber das alles ist schon anders als vorher. Pilsudski kann die Szene nicht vergessen, als ihm damals im August 1914 die schwarz-gelben österreichischen Armbinden an Stelle von Munition geschickt wurden. An diesem Geist hat sich noch nichts geändert. Aus dieser Richtung werden auch weiterhin die Widerstände gegen die Schaffung eines freien polnischen Staates kommen.

Allmählich wird man sowohl bei den Österreichern wie vielleicht noch mehr bei den Deutschen den polnischen Legionären gegenüber mißtrauisch. So sehr die Polen sich bemühen, von ihrer Stimmung nichts merken zu lassen: es geht nicht. Und Pilsudski weiß, daß dieses merkwürdige Verhältnis zu den Österreichern und Deutschen von Tag zu Tag gespannter werden muß. Er kann von seinen Leuten beinahe alles verlangen. Aber eines nicht: immer werden sie sich als Polen und nur als Polen fühlen. Das kann er ihnen nicht verbieten, und dieses Gefühl findet bei jeder Gelegenheit irgendeinen Ausdruck, und immer schärfer wird die Spannung.

Immer schwieriger wird auch das Verhältnis zu dem polnischen Nationalkomitee in Krakau, bei dem die Hinneigung zu einer Lösung der polnischen Frage unter österreichischer Oberhoheit alle Handlungen diktiert. Noch versucht Pilsudski den offenen Bruch hinauszuzögern. Es ist noch nicht ganz so weit, daß politische Demonstrationen dieser Art am Plage sind. Aber wie lange wird das gehen?

Die Österreicher überlegen, auf welche Weise sie diese immer selbständiger und immer polnischer werdenden Polen an die Kette legen können. Zum erstenmal seit Kriegsbeginn werden die drei Brigaden der polnischen Legion an der wolhynischen Front zusammengezogen. Schon während des ganzen Krieges ist stets ein älterer österreichischer General polnischer Nationalität formell Oberkommandant der Legionen gewesen. Da jedoch bisher niemals die verschiedenen Brigaden der Legion zusammen eingesetzt gewesen sind, ist dieses österreichische Oberkommando eigentlich nur eine Formsache gewesen. Jetzt, nachdem die Brigaden konzentriert worden sind, und nachdem an die Stelle des alten Generals Trzaska-Durski der General Puchalski getreten ist, gewinnen diese Dinge plötzlich ein anderes Gesicht.

Pilsudski selber ist sich vollkommen klar darüber, daß nun bald irgendeine Entscheidung fallen muß. Die Politik der Halbheiten beginnt sinnlos zu werden. Natürlich ist es unmöglich, in diesem Augenblick irgendeinen bewaffneten Konflikt heraufzubeschwören. Das wäre sinnloser als sinnlos. Worauf es ankommt, ist etwas anderes. Genau

wie am 6. August 1914 Pilsudski an der Spitze von zweihundert Mann mit seinem Marsch auf Kielce die Tatsache der Existenz einer polnischen Armee demonstriert hat, so wird er jetzt für seine Person demonstrieren, daß die selbständige polnische Legion als selbständiger Heereskörper gewertet zu werden wünscht und daß dieser Stamm eines späteren polnischen Heeres zum mindesten unter seinem Kommando sich nicht zu einem Anhängsel der österreichischen Armee degradieren läßt.

Infolgedessen reicht er am 27. Juli 1916 sein Abschiedsgesuch ein. Dieses Schriftstück wandert den vorgeschriebenen Dienstweg, wie das so die Art militärischer Eingaben zu sein pflegt. Fast einen ganzen Monat lang ereignet sich gar nichts. Immer nervöser und erregter wird die Stimmung bei den Legionären. Schließlich muß irgend etwas geschehen, und am 30. August setzen die Brigadekommandeure der Legion eine Eingabe an das polnische Nationalkomitee in Krakau auf. In dieser Eingabe werden eine Reihe von Forderungen aufgestellt. An erster Stelle steht das Verlangen, daß die österreichische Regierung die gegenwärtige polnische Legion einzig und allein als polnische Armee anerkennen und ebenso der Tatsache Rechnung tragen soll, daß diese polnische Armee nur für die Unabhängigkeit Polens im Felde steht.

Das ist deutlich genug. Aber diese Forderung wird noch dadurch unterstrichen, daß für die Zukunft die Einrichtung eines besonderen Kommandos für die Legion verlangt wird. Dieses Kommando soll ein polnischer Offizier ausüben, der allein der polnischen Regierung gegenüber verantwortlich zu sein habe. Andere politische Forderungen, die nicht weniger klar den ganzen Sinn enthüllen, den Pilsudski der polnischen Legion vom ersten Tage an zu geben versucht hat, vervollständigen diesen von Pilsudski selbst und den Obersten Haller, Roja und Sosnkowski unterzeichneter Brief.

Nun ist gesagt, was gesagt werden mußte. Wenn irgendwo bei der österreichischen Regierung oder im österreichischen Generalstab noch Zweifel bestanden haben sollten, welches die Ziele Pilsudskis seien, so sind von diesem Tage an alle Zweifel behoben.

Die Antwort der Österreicher auf diese Eingabe ist so, wie man es von ihnen kaum anders erwarten kann. Sie wünschen in diesem Augenblick keinen offenen Konflikt. Ebenso aber sind sie natürlich nicht gesonnen, die Forderungen der Legionsobersten anzuerkennen. Zunächst wird also die polnische Legion in ein polnisches Hilfskorps bei der österreichischen Armee umgebildet. Außerdem erinnert man sich jetzt daran, daß ja der geistige Führer, dieser merkwürdige Herr Josef Pilsudski schon vor einer Reihe von Wochen um seine Verabschiedung gebeten hat. Nun, man wird sie ihm gewähren. Das ist vielleicht ganz gut, denn wenn dieser desperate sozialistische Agitator, der ja nebenbei ein ganz guter Soldat sein mag, erst einmal von der Truppe fort ist, werden die übrigen Polen schon Ruhe halten.

Am 27. September wird Josef Pilsudskis Abschiedsgesuch bewilligt. Von der Front kehrt er nach Krakau zurück. Die offiziellen Brücken zu den Österreichern sind damit abgebrochen. Pilsudski selber steht in keinerlei Verpflichtungsverhältnis zu Österreich. Er kann jetzt den Kampf auf einer anderen Ebene weiterführen.

In Berlin und Wien hat man diese ganze Entwicklung nicht ohne Besorgnisse verfolgt. Man sieht immer deutlicher, daß in der polnischen Frage irgend etwas geschehen muß. Schon im Laufe des August 1916 haben daher der deutsche Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und der österreichische Außenminister Baron Burian eine Geheimvereinbarung über die Lösung der polnischen Frage getroffen.

Die Hauptpunkte dieser Geheimvereinbarung sind die folgenden: Polen soll ein unabhängiges erbliches Königreich werden. Aber dieses Königreich Polen soll auch in Zukunft keinerlei eigene Außenpolitik betreiben dürfen. Weiter besteht Einigkeit darüber, daß kein Gebiet innerhalb der derzeitigen deutschen oder österreichischen Grenzen an dieses neu zu schaffende polnische Königreich fallen soll. Schließlich, und darauf wird besonders von der obersten deutschen Heeresleitung Wert gelegt, soll die neu zu bildende polnische Armee dem deutschen Oberkommando unterstellt werden.

Das ist die Grundlage für die berühmte Zwei-Kaiser-Proklamation

vom 5. November 1916, mit der dieses neue Königreich Polen aus der Taufe gehoben wird.

Inzwischen ist die Lage bei der polnischen Legion infolge der Verabschiedung Josef Pilsudskis gänzlich unhaltbar geworden. Zeitweise scheint es so, als ob offene Meutereien unausbleiblich sein würden. Die österreichische Heeresleitung entschließt sich infolgedessen am 6. Oktober, die Legion vorläufig einmal aus der Front herauszuziehen.

Pilsudski erhält die Nachricht von dem Zwei-Kaiser-Akt in Krakau. Er ist sich nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß man angesichts dieser Tatsache sich nunmehr hüten muß, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Noch am selben Tage schreibt er deshalb einen ausführlichen Brief an den Obersten Rydz-Śmigły, in dem er ihn bittet, dafür zu sorgen, daß unter den jetzt eingetretenen Umständen die inzwischen eingereichten Rücktrittsgesuche der höheren Offiziere der Legion sofort zurückgezogen werden. Pilsudski wünscht, unter keinen Umständen die Legion aus der kommenden Entwicklung ausgeschaltet zu sehen.

Auch für ihn selber ist mit diesem fünften November 1916 die vorübergehende Ruhe in Krakau beendet. Er weiß, daß er von nun an wieder aktiv mitarbeiten muß, um die weitere Entwicklung in der Hand zu behalten. Er kennt die Deutschen gut genug. Das sind energische Leute, und wenn sie etwas in die Hand nehmen, dann wird in den meisten Fällen auch etwas daraus. Infolgedessen ist es notwendig, daß er, Josef Pilsudski, sich nicht ausschalten läßt und die Dinge nach Möglichkeit in die Richtung lenkt, die am schnellsten und klarsten zu dem Ziele führt, das ihm vorschwebt. Dieses Ziel ist sicherlich ein anderes als das der Deutschen. Schon seit dem Tage, an dem Josef Pilsudski den Geheimbefehl über die Einstellung der Rekrutierungen für die Legion ausgegeben hat, ist er sich ja darüber klar gewesen. Aber jetzt kommt es vor allem darauf an, bei dem nun beginnenden Spiel nicht auf den Tisch zu liegen, sondern die Trümpfe, die man in der Hand hat, selbst ausspielen zu können.

Josef Pilsudski ist kein Mann langen Überlegens. Fragen des

persönlichen Prestiges existieren für ihn nicht, wenn es um die Sache geht. Also setzt er sich am 6. November hin und schreibt an den ihm bekannten Rektor der Warschauer Universität Brudziński einen Brief, in dem er sehr deutlich seine Mitarbeit an der Aufstellung der geplanten polnischen Armee in Aussicht stellt. In diesem Briefe heißt es u. a.:

„Sobald ich mich einer wie auch immer gearteten polnischen Regierungsgewalt gegenübersehe, werde ich mich unmittelbar an sie wenden, um ihr meine Dienste anzubieten.“

Professor Brudziński ist durchaus der richtige Adressat für dieses Schreiben. Er hat gute Verbindungen zu den Berliner Regierungsstellen und zum deutschen Generalgouvernement in Warschau. Es vergehen kaum vierundzwanzig Stunden, bis der Generalgouverneur von Beseler eine saubere deutsche Übersetzung dieses Briefes von Josef Pilsudski in Händen hat. Beseler gehört zu den führenden Deutschen in Polen, die sich über die persönliche Bedeutung Josef Pilsudskis nicht im Unklaren sind. Er weiß, daß die Absicht der obersten Heeresleitung, ein paar Hunderttausend Soldaten aus Polen herauszuziehen, kaum durchgeführt werden kann, wenn ein Mann von dem geradezu legendären Ansehen Pilsudskis sich an dieser Arbeit nicht beteiligt. Infolgedessen zögert er keinen Augenblick, die notwendigen Schritte zu tun. Zunächst einmal läßt er in der offiziellen deutschen Warschauer Zeitung einen Artikel erscheinen, in dem erklärt wird, daß der Akt vom 5. November eigentlich nichts anderes als die Krönung des ganzen Werkes des großen polnischen Patrioten Josef Pilsudski sei. Er sei der Schöpfer der polnischen Legion, und er werde auch ohne Zweifel der Vater der neu zu schaffenden polnischen Armee sein.

Ein paar Wochen später, im Januar 1917 tritt der vorläufige Staatsrat des neuen Königreichs Polen sein Amt an. Bei diesem Staatsrat wird eine Militärkommission errichtet und an die Spitze dieser Militärkommission wird niemand anderes berufen als Josef Pilsudski.

Damit ist für Pilsudski das erreicht, was er erreichen wollte. Er

ist nicht ausgeschaltet. Er steht an einer zentralen Stelle und es kann nichts geschehen, was er nicht erfährt.

Es ist sehr schwer zu sagen, ob die verantwortlichen Leute in Warschau auch damals noch nicht die wirklichen Ziele Pilsudskis erkannt haben. Auch heute noch stößt man immer wieder auf die Ansicht, daß Josef Pilsudski damals ganz ehrlich und ernsthaft die deutschen Absichten auf Schaffung einer starken polnischen Armee unter deutschem Oberkommando unterstützt habe. In Wahrheit ist das niemals der Fall gewesen. Vom ersten Tage seiner Tätigkeit in Warschau an hat Josef Pilsudski kein anderes Ziel gehabt, als die Bildung einer solchen polnischen Armee unter deutschem Oberkommando zu verhindern. Aber mit einem hat Josef Pilsudski wahrscheinlich doch nicht gerechnet: mit der Energie, mit der deutsche Offiziere eine Sache in die Hand nehmen, die von oben her befohlen worden ist. Wenn Josef Pilsudski der Meinung gewesen sein sollte, daß das Spiel, das er vom Januar 1917 an von seinem Standpunkt aus spielen zu müssen glaubte, lange gut gehen könne, so ist das jedenfalls ein Irrtum gewesen. Schon im Sommer des Jahres 1917 kommt es von neuem zum Bruch. Am 2. Juli scheidet sich Josef Pilsudski gezwungen, sein Amt in die Hände des polnischen Staatsrates zurückzulegen. Er ist sich darüber klar, daß es diesmal hart auf hart kommen wird. Diese Deutschen sind keine Österreicher. Ein Jahr vorher hatte er seine Demission geben können, ohne das eigentlich irgendeine ernsthafte Folge eingetreten war. Diesmal wird es anders sein. Das weiß er. Damit rechnet er, und trotzdem begründet er seinen Rücktritt ganz offen folgendermaßen:

Zunächst habe man versucht, die polnischen Legionen der österreichischen Armee einzugliedern. Jetzt seien sie der deutschen Armee unterstellt. Immer sei das Recht der Entscheidung über polnische Soldaten in fremden Händen gewesen. Dieser Zustand habe Polen eine fiktive Armee gegeben, die gestern österreichisch und heute deutsch sei. Auf diese Weise würden die Mittelmächte niemals eine wirkliche polnische Armee auf die Beine stellen können.

Das ist eine ziemlich unverblühte Kampfansage gegen die Deut-

schen. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Am 3. Juli wird bereits in Warschau eine Eidesformel entworfen, nach der die polnischen Legionäre und alle Rekruten der neuen polnischen Armee vereidigt werden sollen. In dieser Eidesformel wird die Unterstellung der polnischen Formationen unter das deutsche Oberkommando mit aller Schärfe herausgearbeitet, und nun wird man sehen, wie die Dinge sich weiterentwickeln werden. Mit den bisherigen Halbheiten ist es jetzt zu Ende.

Inzwischen aber haben sich gegenüber dem Jahre 1916 die politischen Verhältnisse ganz grundlegend geändert. Im Frühjahr 1917 ist das Zarenreich zusammengebrochen. In Petersburg sitzt eine demokratische Regierung, die sehr schnell einen Aufruf an das polnische Volk herausgibt, in dem die Entscheidung über die Zukunft Polens dem freien Entschluß der polnischen Nation anheimgestellt wird. Dieser Aufruf ist politisch deshalb von ungeheurer Bedeutung, weil von diesem Augenblick an die Westmächte durch keinerlei Rücksicht auf die Interessen ihres russischen Verbündeten mehr gehindert werden, dem polnischen Volke Versprechungen zu machen, die viel weitergehen als die der Mittelmächte, weil sie ja auf Kosten Deutschlands und Österreichs gemacht werden können.

Wenn man so will, ist eigentlich schon in diesem Moment die polnische Frage nach der politischen Seite hin entschieden. Die Mittelmächte haben sich zur Schaffung eines selbständigen polnischen Königreichs bereit erklärt. Rußland hat auf seine polnischen Gebiete offiziell Verzicht geleistet, und die Westmächte gehen noch einen Schritt weiter und konzessieren dem polnischen Staate, der noch gar nicht existiert, Galizien und Preussisch-Polen.

So ist die Lage, in der die deutschen Militärbehörden am 9. Juli 1917 die Vereidigung der Legionäre auf die deutschen Fahnen vornehmen wollen.

Auf dem Exercierplatz von Zakroczym steht das erste Regiment der polnischen Legion angetreten. Heiß brennt die Sonne und über den Kolonnen liegt eine dumpfe, elektrisch geladene Atmosphäre. In kleinen Gruppen stehen die Offiziere zusammen. Ein wenig abseits von ihnen geht langsam der Regimentskommandeur Oberst Rydz-Śmigły auf und ab. Jrgendwo aus der Ferne klingen die Trompetentöne übender deutscher Hornisten.

Heute soll die Vereidigung stattfinden. Rydz-Śmigły zerstampft mit dem Fuß das Pappmundstück einer ausgerauchten Zigarette. Die Herren aus Warschau werden ihre Freude haben. Sie mögen kommen. Sie werden erleben, wie das erste Regiment der ersten Brigade Josef Piłsudskis sich verhält.

Der Oberst zieht die Uhr. Die Herren lassen auf sich warten. Vielleicht ist ihnen selber nicht ganz wohl.

Das waren harte Tage, diese letzten hier. Offiziere und Mannschaften haben einstimmig erklärt, den Eid nicht leisten zu wollen. Man hat ihnen aus Warschau mitgeteilt, daß sie in diesem Falle entwaffnet und in ein Gefangenenerlager überführt werden sollten. Die Antwort war ein einziger Aufschrei der Wut. Sie wollten die Waffen nicht abgeben. Man soll sie ihnen mit Gewalt nehmen, wenn man will.

Da hat Piłsudski eingegriffen. Er will kein unnötiges Blutvergießen. Er weiß, daß seine Leute von der ersten Brigade es ernst meinen, wenn sie erklären, lebendig ihre Waffen, die sie fast drei Jahre in Ehren geführt haben, nicht abgeben zu wollen. Aber das wäre Unsinn. Jeder einzelner dieser Leute wird später noch gebraucht werden. Sie jetzt zu opfern, wäre ein Verbrechen an der polnischen Sache. Sie haben drei Jahre lang gekämpft. Sie haben hundertmal für Polen ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Daß sie Mut haben, brauchen sie nicht mehr zu beweisen. Jetzt sollen sie die Zähne zusammenbeißen und für dasselbe Polen, für das sie gekämpft und geblutet haben, ins Gefängnis gehen.

Es ist nicht ganz leicht gewesen, die Leute von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Und schließlich ist es nur das besinnungslose Zutrauen

jedes einzelnen zur Einsicht Josef Pilsudskis gewesen, das sie veranlaßt hat, heute hier anzutreten, zum letztenmal mit den alten Waffen, und auf die Herren aus Warschau zu warten, die im Auftrage des provisorischen Staatsrates kommen sollen, um diese Vereidigung vorzunehmen.

In der Ferne erhebt sich eine kleine Staubwolke. Das müssen sie sein. Jetzt ist der Wagen heran. Ihm entsteigen das Mitglied des Staatsrates Grendyszynski, der Oberst Januschaitis und ein paar andere Herren in polnischen Uniformen.

Alles ist genau vorbereitet. Ein scharfes Kommando halßt über den Platz. Unbeweglich stehen die Linien der Legionäre. Eine Handbewegung von Rhyd-Smigly, und sein Adjutant geht auf den Obersten Januschaitis zu, um ihm zu melden, daß das Regiment befehlsgemäß angetreten sei. Noch ist die Vereidigung nicht erfolgt. Noch betrachten die Legionäre den Warschauer Staatsrat als ihre Regierungsbehörde. Der Befehl, heute hier zu stehen, ist von diesem selben Staatsrat erteilt worden. Also steht das Regiment hier.

Ein wenig blaß und nervös sind die Herren aus Warschau. Der Oberst Januschaitis nimmt die Meldung entgegen und bittet darum, das Regiment in einem Karree mit der Front nach innen antreten zu lassen.

Wieder ein paar Kommandos. Bewegung kommt in die Linien. Die Flügel schwenken ein. Nach zwei Minuten steht das Regiment in der befohlenen Aufstellung. Die Offiziere innen vor der Front.

Noch einmal wirft Rhyd-Smigly einen prüfenden Blick über seine Offiziere und Soldaten. Jeden Einzelnen von ihnen kennt er. Er weiß, was jeder einzelne in den zurückliegenden Jahren geleistet hat. Das, was heute von ihnen verlangt werden muß, ist vielleicht das Schwerste. Aber trotzdem ist Rhyd-Smigly absolut ruhig. Von seinen Leuten wird auch an diesem Tage niemand versagen.

Der Staatsrat Grendyszynski und der Oberst Januschaitis treten in die Mitte des Karrees. Es ist wirklich ein sehr heißer Tag heute. Der Staatsrat fährt sich mit dem Taschentuch über die Stirn, ehe er

mit seiner vorbereiteten Ansprache beginnt. Was er sagt, klingt ihm in diesem Augenblick selber hohl und leer. Es kommt ihm selber völlig wirkungslos vor, wenn er in die zu Stein gewordenen Gesichter der Offiziere und Soldaten da vor sich sieht. Der Staatsrat ist froh, als er zu Ende ist und zurücktreten kann. Jetzt hat Oberst Januschaitis das Wort.

Der Oberst hat selber zeitweise in der Legion gedient. Jetzt gehört er seit Monaten zur Militärkommission des Staatsrates in Warschau. Er versucht, an die alte Kameradschaft zu appellieren. Er erinnert an die Tage von Kielce, an die Gefechte in den Karpaten, an die Schlachten am Stochod. Aber all das tut in diesem Augenblick keine Wirkung. Die Legionäre wissen, daß dieser Apell an vergangene Zeiten zu nichts anderem dienen soll, als ihnen diese verhasste Eidesleistung schmachhaft zu machen.

Immer abweisender werden die Gesichter. Immer nervöser und unsicherer wird der Oberst. Er merkt, daß sein Appell vergeblich ist. Die Adern an den Schläfen schwellen ihm bedrohlich. Er tritt noch zwei Schritte weiter vor. Jetzt kommt das Letzte. Mit drohend erhöhter Stimme teilt er mit, daß sofort jeder, der nicht den vorgeschriebenen Eid leisten wolle, in ein Gefangenenerlager abtransportiert werden solle.

Die Tatsache an sich ist den Legionären keine Überraschung mehr. Aber hier in diesem Augenblick, in dem sie noch als polnische Soldaten, mit ihren Waffen in der Faust stehen, empfinden sie diese Drohung als besonders schwere Beleidigung. Einen Augenblick geht ein dumpfes Murren durch die Reihen der Legionäre.

Zwei Schritte hinter dem Oberst Januschaitis steht mit verschränkten Armen Rydz-Smigly. Er merkt die Bewegung. Er fühlt, daß eine Explosion unmittelbar bevorsteht. Er macht eine kurze abwehrende Handbewegung. Und wieder stehen die Legionäre unbeweglich.

Januschaitis ist mit seiner Ansprache zu Ende. Einen Augenblick sieht er sich wie ratlos nach dem unbeweglichen Rydz-Smigly um.

Er weiß nicht recht, wie die Dinge jetzt weiterlaufen werden. Doch er braucht nicht lange zu warten. Der dienstälteste Bataillonskommandeur, Major Wiczorkiewicz, tritt drei Schritte vor, macht kehrt und scharf hält seine Stimme über den Exerzierplatz:

„Leute, ihr habt die Worte des Herrn Obersten gehört. Wer von euch den Eid nicht leisten will, der trete fünfzehn Schritte vor die Front.“

Es ist, als ob diese Worte das Kommando zum Beginn eines Parademarsches gewesen seien. Der harte Boden des Exerzierplatzes bröhnt unter den Marschschritten des Regiments. Im Paradeschritt tun sie, Offiziere und Mannschaften alle die fünfzehn Schritt nach der Mitte des Karrees zu. Es ist, als ob der Staatsrat und der Oberst Januschaitis von der zusammenrückenden Mauer der Legionäre erdrückt werden sollten.

Der Staatsrat wird blaß. Er weicht für seine Person instinktiv ein paar Schritte zurück. Aber schon steht das Karree wieder.

Ein kurzes Lächeln zuckt um die Mundwinkel von Rydz-Smigly. Dann tönt seine Stimme: „Kehrt marsch!“ Und zehn Sekunden später stehen die Linien des ersten Regiments genau an der Stelle wie vorher.

Oberst Januschaitis faßt sich ein Herz und spricht die Soldaten noch einmal an. Diejenigen, die den Eid leisten wollen, sollen die Linien verlassen.

Stumm und drohend bleiben Offiziere und Soldaten stehen.

Oberst Januschaitis hat den Befehl, alle diejenigen Offiziere, die den Eid nicht leisten, sofort von ihren dienstlichen Funktionen zu entheben. Dieses Auftrages entledigt er sich jetzt und fügt hinzu, daß sämtliche Offiziere des Regiments seinem Adjutanten ihre Degen zu übergeben haben. Ein paar Sekunden lang herrscht tödliches Schweigen. Dann tritt als erster der Leutnant Młodzianowski vor, zieht seinen Degen und wirft ihn dem Obersten Januschaitis vor die Füße. Ihm folgt der Hauptmann Drescher, ihm folgen die anderen Offiziere. Schweigend und verachtungsvoll. Blaß, mit zusammen-

gebissenen Zähnen steht der Oberst Januschaitis. Stumm, mit brennenden Augen sehen die Unteroffiziere und Mannschaften dieses Schauspiel. Vor dem Obersten türmt sich der Berg der blanken Waffen. Die Sonnenstrahlen zaubern merkwürdige Reflexe. Als letzter tritt der Oberstleutnant Fabrych hervor. Klirrend fällt auch sein Degen zu den übrigen.

Wieder herrscht einen Augenblick eine beinahe unheimliche Ruhe. Dann hallt, wie auf ein Kommando aus den Reihen der Soldaten der Ruf: „Ein Hurra für unsere Offiziere! Schande über die Verräter!“

Das ist die Eidesleistung des ersten Regiments der ersten Legion.

Bei den übrigen Regimentern der Legion verlaufen die Vereidigungsversuche ganz ähnlich. Von sechstaufend Mann verweigern 5200 den Eid. Sie werden, sofern sie österreichische Staatsangehörige sind, auf einzelne Regimenter der österreichischen Armee aufgeteilt, die Freiwilligen aus Kongresspolen, die ja ursprünglich staatsrechtlich russische Bürger sind, werden in verschiedenen Gefangenenerlagern interniert.

Josef Pilsudski erhält die Nachricht von der Weigerung der Eidesleistung in Warschau. Er weiß, daß nach dieser Demonstration die Deutschen auch gegen ihn vorgehen müssen. Aber noch ist er in Freiheit, noch hat er die Möglichkeit, ein Wort der Anerkennung an seine Mitkämpfer zu richten. Er erläßt deshalb eine Kundgebung an die Legionäre, in der es u. a. heißt:

„Ich bin stolz, zu sehen, daß der polnische Soldat in dieser letzten großen Krise ganz spontan die einzige Haltung eingenommen hat, die dem Gefühl für die polnische Nationalehre entspricht.“

Doch damit nicht genug, richtete Pilsudski einen Brief an den Generalgouverneur von Besseler, in dem er ihn bittet, ihn der Ehre für würdig zu befinden, das Schicksal seiner Kameraden zu teilen. Die Leitung der P.D.W. hat er schon vorher abgegeben. Diese Organisation wird weiter arbeiten können, auch wenn Josef Pilsudski selbst für die nächste Zeit ausgeschaltet werden sollte.

Dann wartet er in seiner Wohnung in Warschau die Dinge ab. Nicht allzulange braucht er zu warten. In den Abendstunden des 21. Juli 1917 erscheinen bei ihm zwei deutsche Offiziere mit einem Haftbefehl des Generalgouverneurs. Ein Auto führt Josef Pilsudski in schneller Fahrt hinauf zur Zitadelle von Warschau.

Josef Pilsudski kennt diese Zitadelle. In ihr hat er die fürchterlichsten Monate seines Lebens zugebracht. Jetzt verbringt er wieder als Gefangener dort eine Nacht. Nicht mehr wie damals im Pavillon X. Heute wird er mit Höflichkeit behandelt. Aber wieder ist er Gefangener. Und in dieser Nacht überlegt er sich immer von neuem, ob es ewig sein Schicksal sein wird, für die Freiheit seines Vaterlandes in die Gefängnisse zu gehen. Sibirien, russische Gefängnisse, und nun Gefangener der Deutschen. Ist das das Ende für einen, der sich und seinem Volke ein freies Vaterland erkrochen will?

Noch geht Josef Pilsudski grübelnd in seiner Zelle auf und ab. Es ist schon spät in der Nacht, doch er kann nicht schlafen. Er weiß, und mehr noch: er fühlt, daß er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Das Schicksal wird seinen Lauf nehmen. Was er, Josef Pilsudski aus Zulow bei Wilna, tun konnte, das hat er getan. Eine höhere Gewalt muß jetzt entscheiden, ob sein Kampf zum Ziele führt oder nicht.

Schon am nächsten Morgen wird Pilsudski aus Warschau abtransportiert. Zusammen mit seinem alten Freund und Mitkämpfer Oberst Sosnkowski, der ebenfalls in der vergangenen Nacht verhaftet worden ist, wird er in die Festung Magdeburg überführt.

Länger als ein Jahr ist Josef Pilsudski nun wieder Gefangener. Die Jahre und Monate, die er in seinem Leben schon gefangen gefessen hat, summieren sich zu einer runden Zahl. Aber während dieses letzten Jahres, indem Pilsudski das Leben eines Gefangenen führt, entscheidet sich das Schicksal Polens endgültig. Und vielleicht ist gerade diese Tatsache, daß die letzten Entscheidungen in einer Zeit fallen, in der der aktivste polnische Kämpfer wieder einmal ausge-

schaltet ist, aufschlußreich für den Sinn des Lebens dieses merkwürdigen Menschen Josef Pilsudski.

Dieser Mann, der nun schon über fünfzig Jahre alt ist, steht, seit er zu denken vermag, im Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes. Als er diesen Kampf begann, schien er aussichtsloser als aussichtslos zu sein. Als er ihn trotz übermenschlicher Widerstände und Schwierigkeiten weiterführte, hielt man ihn für einen im besten Falle halb normalen Utopisten.

In diesem Jahr in Magdeburg hat Josef Pilsudski reichlich Zeit, über sein ganzes Leben und über seinen Kampf für Polen nachzudenken. In diesem Jahr kämpft er manchmal mit sich selber, um den Sinn dieses wildbewegten Kampflebens. Doch niemals wird er auch nur einen Augenblick irre an seiner Mission. Viel zu fest wurzelt er in der Tradition des polnischen Freiheitskampfes. Viel zu tief lebt in ihm der wirkliche Sinn dieses ganzen Ringens eines Volkes. So, wie er gehandelt hat, mußte er handeln, nicht so sehr aus Überlegung, sondern aus dem tiefen und starken Gefühl einer höheren Notwendigkeit.

Monatelang hat man Josef Pilsudski immer wieder Siegesberichte der deutschen Armeen zu lesen gegeben. Doch im Herbst 1918 fühlt man selbst hinter den meterdicken Mauern der Magdeburger Zitadelle eine immer stärker werdende Unsicherheit und Nervosität. Und so ist Josef Pilsudski eigentlich gar nicht mehr überrascht, als am Morgen des 9. November 1918 zwei deutsche Offiziere, diesmal in Zivil, seine Zelle betreten. Josef Pilsudski ist an diesem Morgen im Gespräch mit seinem Freunde und Mitgefangenen Sosnkowski. Die beiden Deutschen scheinen recht nervös zu sein. In kurzen, abgerissenen Worten teilen sie mit, daß Pilsudski und Sosnkowski frei sind. Auf Befehl der deutschen Regierung sollen sie von den beiden Herren sofort im Auto nach Berlin gebracht werden. Keine Minute darf verloren werden. Jetzt auf einmal ist alles ganz ungeheuer eilig.

In Berlin gibt es noch einmal einen kurzen Aufenthalt. Einzelne deutsche Regierungsstellen wollen noch gewisse politische Verhand-

lungen mit Pilsudski führen, ehe er nach Warschau zurückkehrt. Zu irgendwelchen bindenden Vereinbarungen kommt es nicht mehr. Man stellt Pilsudski und Sosnkowski eine Lokomotive mit einem Wagen erster Klasse zur Verfügung, der sie in der Nacht vom 10. zum 11. November nach Warschau bringt.

Der 11. November ist ein Festtag. Ganz Warschau weiß, daß an diesem Morgen Josef Pilsudski als freier Mann zurückkehrt. Tausende sind am Bahnhof, als der kleine Sonderzug morgens um sieben einläuft. Fast die ganze Nacht haben sie dort gewartet. Der Empfang ist enthusiastisch.

Noch am selben Tage überträgt der Regentschaftsrat Josef Pilsudski das Oberkommando über die neu zu bildende polnische Armee. Es folgen achtundvierzig wirre Stunden, angefüllt mit Verhandlungen mit dem deutschen Soldatenrat in Warschau, der von Pilsudski Sicherungen für den Abtransport der deutschen Besatzungsformationen aus Polen haben möchte.

Inzwischen arbeitet überall im Lande die P.O.W. An vielen Stellen werden die deutschen Etappenformationen entwaffnet. Ihre militärische Ausrüstung wird den Grundstock für die Bewaffnung der neuen polnischen Armee bilden.

Am 14. November legt der Regentschaftsrat auch seine politischen Vollmachten in die Hände Pilsudskis. Josef Pilsudski ist damit der erste Staatshof des freien polnischen Staates.

Das Wunder an der Weichsel

Polen ist frei. Josef Pilsudski ist der erste Staatschef und gleichzeitig der erste Armee-Oberkommandierende seines befreiten Vaterlandes. Er hat sein Ziel erreicht. Dieses Ziel, für das er ein Leben lang gearbeitet, gekämpft und gelitten hat. Dieses Ziel, für das er nach Sibirien, ins Irrenhaus und in die Festung Magdeburg gegangen ist.

Aber ist das Ziel wirklich schon erreicht? Dem ersten Staatschef Polens bleibt nicht allzuviel Zeit, Triumphe zu feiern. Jetzt erst beginnt die eigentliche Arbeit. Dieses Polen ist im Augenblick mehr ein Begriff als eine Tatsache. Fast das ganze Gebiet des neuen Staates ist jahrelang Kriegsgebiet gewesen. Die Verwüstungen, die Schäden sind ungeheuer. Städte liegen in Asche, die Verkehrsmittel funktionieren nur so weit, wie das für die Bedürfnisse der okkupierenden Mächte notwendig gewesen ist. Die Verluste an totem und lebendem Inventar auf dem flachen Lande betragen Hunderte von Millionen. Es existieren nur die Ansätze eines Verwaltungsapparates. Alles muß eigentlich aus dem Boden gestampft werden.

Aufgaben über Aufgaben. Mehr als genug für einen Mann selbst von der Energie und Tatkraft Josef Pilsudskis.

Aber all das spielt im Augenblick für ihn nur eine untergeordnete Rolle. Polen ist frei, und seine Aufgabe ist es, dieses freie Polen wieder zu der Bedeutung zurückzuführen, die es vor Jahrhunderten einmal gehabt hat: Polen soll eine osteuropäische Großmacht werden.

Wieder ein Traum? Schon einen Traum, den vom freien Polen, hat Josef Pilsudski verwirklicht. Er gönnt sich keine Ruhe, um auch den neuen Traum, den von der Großmacht Polen zur Realität zu machen.

Dieser Mann, der sein ganzes Leben lang ein Romantiker der Idee und ein Realist der Tat gewesen ist, weiß, daß zur Verwirklichung des zweiten großen Traumes vor allem eins gehört: eine

starke und schlagkräftige Armee. Sie muß geschaffen werden, um die Grenzen des neuen Polen so weit zu stecken, daß die Voraussetzungen für eine künftige Großmachtsstellung schon äußerlich erfüllt sind. Nirgends stehen diese Grenzen fest. Auf der Friedenskonferenz in Paris wird geredet und diskutiert. Dort werden Denkschriften angefertigt, dort wird intrigiert. Dort wird gehandelt, vor und hinter den Kulissen.

In Warschau sitzen Josef Pilsudski und seine Mitarbeiter. Sie lesen die Berichte aus Paris, sie zuckten die Achseln: auf dem Papier wird Polens Schicksal nicht entschieden werden. Mögen die Herren in Paris sich noch so wichtig vorkommen, hier an Ort und Stelle wird man vollendete Tatsachen schaffen, und diese vollendeten Tatsachen werden den Bedürfnissen des neuen polnischen Staates zu entsprechen haben.

Aber als erstes immer wieder die Armee.

Zu Beginn des Jahres 1919 stehen zunächst ein paar tausend alte Legionäre und die Mitglieder der P.O.W. zur Verfügung. Das sind vielleicht dreißigtausend Mann. Viel zu wenig. Dazu kommen jene Formationen, die im Verlaufe der revolutionären Ereignisse in Rußland aus ehemaligen polnischen Angehörigen der russischen Armee zusammengestellt worden sind. Das sind vielleicht vierzig- bis sechzigtausend Mann. Viel zu wenig. Dazu kommt schließlich die sogenannte Haller-Armee, die im Laufe des Jahres 1918 auf französischem Boden von dem früheren Kommandeur der zweiten Legionsbrigade, General Josef Haller aufgestellt worden ist. Das sind ein paar Divisionen. Sicherlich eine wertvolle Ergänzung, aber für die Ziele Pilsudskis ist auch das noch nicht genug.

Mit unbeugsamer Energie geht er, unterstützt von seinem alten Mitkämpfer und Freund Kasimir Sosnkowski daran, immer neue Formationen zusammenzustellen. Bereits Mitte Februar zählt die neue polnische Armee etwa 8800 Offiziere und 147 000 Mann. Das ist der Kern. Bis zum Frühjahr 1920 wird die Armee auf beinahe 600 000 Mann gebracht. Das ist schon rein organisatorisch eine

ungeheure Leistung. Aber diese Armee ist naturgemäß in vieler Hinsicht nicht erstklassig. Ausrüstung und Bewaffnung sind ungleichmäßig, teilweise sogar ausgesprochen schlecht. Man hat deutsches, österreichisches und russisches Kriegsmaterial in ziemlichen Mengen zur Verfügung. Aber immer wieder kommt es vor, daß bei irgendeiner Formation russische Gewehre und deutsche Munition oder österreichische Geschütze und deutsche Granaten vorhanden sind. Auch die Uniformierung und sonstige Ausrüstung läßt viel zu wünschen übrig. Rucksäcke anstelle von Tornistern, oder gar ein Stück Bindfaden anstelle des Koppels sind keine Seltenheit. Doch das alles ist nicht das Entscheidende. Wesentlicher als diese äußerlichen Schönheitsfehler und selbst gewisse Organisationsmängel ist der mangelnde innere Zusammenhalt dieser in größter Übereilung aufgestellten Armee.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die ungeheure Aktivität Pilsudskis und seiner Mitarbeiter, daß ihr brennender nationaler Wille nicht in so kurzer Zeit, wie sie hier zur Verfügung steht, in jedem einzelnen dieser 600 000 Menschen lebendig werden kann. Pilsudski will keine Minute unnötig verlieren. Er weiß, daß jeder Monat, der ungenützt verstreicht, ihn von seinem Ziele entfernen kann, und deshalb nimmt er nicht die geringste Rücksicht darauf, daß eine so große Armee, um wirklich leistungsfähig zu sein, eines inneren Zusammenhaltes bedarf, der nicht nur aus nationaler Gesinnung, sondern ebenso sehr aus militärischer Tradition und Erziehung entspringen muß.

Vielleicht weiß Josef Pilsudski auch das. Und wenn er es weiß, dann stellt die Tatsache, daß er dieses Wissen zurückstellt, der Stärke seiner Energie und seines Willens ein neues beweiskräftiges Zeugnis aus.

Schon das Jahr 1919 bringt an den verschiedensten Fronten teilweise erbitterte Kämpfe. In Ostgalizien will man nicht ohne weiteres die Herrschaft des neuen polnischen Staates anerkennen. Das von den Österreichern bewußt gepflegte Nationalbewußtsein der ruthe-

nischen Bauernbevölkerung führt zu offenem Widerstand gegen die polnischen Herrschaftsabsichten. Eine westukrainische Republik mit der Hauptstadt Lemberg entsteht. Pilsudski schlägt mit überlegenen militärischen Kräften zu. Nach blutigen Kämpfen wird Lemberg genommen. Die westukrainische Regierung entflieht nach Wien und fristet dort noch ein paar Jahre lang ein Schattendasein. Die erste vollendete Tatsache ist geschaffen.

Auch Pilsudskis Heimatstadt Wilna, auf die die Litauer historische Ansprüche geltend machen, wird im Frühjahr 1919 von polnischen Truppen besetzt.

Doch ein ganz großer Posten in der Rechnung Josef Pilsudskis ist noch offen. Der tatsächliche Machtbereich des neuen polnischen Staates hat im Osten noch nicht die alten Grenzen von 1772, d. h. also vor der ersten Teilung Polens erreicht. Auch das bolschewistische Rußland ist noch eine respectable Macht. Freiwillig wird es diese Gebiete nicht räumen. Hier müssen die Waffen entscheiden. Hier muß es zu einem Aufeinanderprall kommen, der unter Umständen für das neue Polen nicht ohne Gefahr sein wird. Pilsudski weiß das. Aber trotzdem zögert er nicht einen Augenblick. Wenn er sein Ziel erreichen will, darf er vor dieser Entscheidung nicht zurückschrecken. Sein Wille und seine Energie müssen sich auch hier durchsetzen. Das polnische Volk muß ihm folgen, auch wenn der Weg schwer und gefährvoll ist.

Dieser Mann, der sich selber nie etwas geschenkt hat, schenkt auch seinem Volke nichts.

Als russische Drohung gegenüber Polen wird es im allgemeinen angesehen, daß die russische Regierung ihre militärischen Kräfte an der polnischen Grenze im Laufe des Frühjahr 1920 sehr wesentlich verstärkt hat. Immerhin aber wird man auch in Polen zugeben, daß im Januar 1920 an der ganzen russisch-polnischen Verwaltungsgrenze von ungefähr tausend Kilometer Länge etwas über vier russische Divisionen gestanden haben. Bis zum Tage des Beginnes der polnischen Offensive am 25. April sind allerdings diese Kräfte auf

zwanzig Infanterie-Divisionen und fünf selbständige Kavallerie-Brigaden verstärkt worden.

Rein militärisch betrachtet ist diese Konzentration einer starken russischen Armee nördlich der Pripet-Sümpfe noch keine unmittelbare Kriegsdrohung. Man weiß nämlich in Moskau bereits seit einiger Zeit, daß Pilsudski den ersten Stoß nach Südosten in Richtung auf Kiew anzusehen beabsichtigt. Zur politischen Sicherung des militärischen Vorstoßes wird über einen Vertrag mit dem Hetman der Ukraine Petljura verhandelt. Nach diesem Vertrag verpflichtet sich Polen, die sowjetrussischen Truppen aus der Ukraine zu vertreiben; Petljura dagegen verzichtet für sein künftiges Reich auf die ja bereits im Frühjahr 1919 von den Polen militärisch besetzten Gebiete der Westukraine und von Wolhynien.

Angeichts dieser Lage stellt die politisch-militärische Führung der Russen die folgende Überlegung an: Eine durchaus unmißverständliche militärische Drohung im Nordosten, die jederzeit eine gewisse Gefährdung der polnischen Kernlande darstellen kann, wird wahrscheinlich geeignet sein, die Polen von ihrer Exkursion in die Ukraine abzuhalten. Ein solcher Vorstoß würde ja auch tatsächlich bedeuten, daß sehr starke polnische Kräfte sich weit von ihrer Ausgangsbasis entfernen und dann nicht in dem Augenblick zur Verfügung stehen, in dem unter Umständen ein russischer Gegenstoß an der nördlichen Front einsetzt.

Doch alle diese Berechnungen sind ohne Berücksichtigung der Persönlichkeit Pilsudskis aufgestellt. Dieser Mann weiß ohne Zweifel, daß das Spiel, das er jetzt beginnen will, gefährlich ist. Aber er hat in seinem Leben schon viel gefährlichere und aussichtslosere Unternehmungen angefangen und schließlich durchgeführt. Jetzt endlich verfügt er über eine große Armee. Zum erstenmal in seinem Leben. Und jetzt soll er sich durch strategische Überlegungen davon abhalten lassen, dem zweiten großen Ziel seines Lebens einen sehr beträchtlichen Schritt näherzukommen?

Die Russen hätten Josef Pilsudski eigentlich besser kennen müssen.

Am 23. April wird der Vertrag mit Petljura unterzeichnet, und zwei Tage später tritt eine polnische Armee in Stärke von acht Infanterie-Divisionen, einer Sonder-Brigade und vier Kavallerie-Brigaden den Vormarsch in Richtung Kiew an. Im Norden hat Marschall Pilsudski einige Divisionen zurückgelassen, um einen möglichen oder eigentlich sogar wahrscheinlichen Gegenstoß der Russen abzuwehren. Er ist der Meinung, daß polnische Truppen immer und unter allen Umständen russischen Formationen und besonders denen der Bolschewisten überlegen sein werden.

So beginnt dieser merkwürdige Krieg des Frühjahrs und Sommers 1920, der damals in Deutschland aus innerpolitischen Gründen nicht die Beachtung gefunden hat, die er verdient.

Dieser Krieg ist nämlich nicht nur politisch ungewöhnlich interessant und wichtig, weil er tatsächlich Europa der Gefahr der Bolschewisierung sehr nahe gebracht hat, sondern er bildet auch rein militärisch in vieler Beziehung ein Unikum.

Zunächst stößt der Vormarsch der Polen in Richtung auf Kiew auf keinen wesentlichen Widerstand der Russen. Die polnischen Heeresberichte wissen zwar von großen Siegen zu berichten, aber in Wahrheit weichen die verhältnismäßig schwachen russischen Kräfte ziemlich kampfslos zurück. Es mag sein, daß man in Moskau von dem entgegen den Erwartungen begonnenen polnischen Angriff im Südosten tatsächlich zunächst sehr überrascht gewesen ist. Aber sehr bald wird der russische Rückzug zu einer bewußten strategischen Kombination. Wenn es gelingt, die polnische Armee bis nach Kiew oder sogar noch weiter zu locken, so ist im Norden der Weg für einen tödlichen Gegenstoß frei. Die polnischen Kräfte, die hier den Russen gegenüberstehen, sind zahlenmäßig so weit unterlegen, daß sie menschlichem Ermessen nach geworfen werden müssen.

Während der letzten Tage des April und der ersten Tage des Mai siegen die Polen auf ihrem Marsch nach Kiew Tag für Tag. Aber diese Siege haben etwas Unheimliches. Ukrainische Führer wie der Hetman Tjutjunnik schließen sich mit ihren Formationen dem pol-

nischen Vormarsch an. In der Warschauer Presse wird diese Tatsache als großer politischer Erfolg Polens gefeiert. Aber man vergißt dabei zu betonen, daß ein anderer Führer der Ukraine, der Hetman Machno, auf der Seite der Bolschewisten steht und ein Verlassen auf diese Art Hilfe noch nie gut getan hat.

Am 29. April wird Schitomir genommen. Am selben Tage erreicht eine andere Gruppe Berdytschow. Eine Kavallerie-Division stößt in gewaltsamen Märschen bis nach Kosiathyn südwestlich von Kiew vor. Bald sind die Grenzen von 1772 erreicht und überschritten. Die ukrainischen Bauern betrachten den polnischen Vormarsch mit sehr geteilten Gefühlen. Zumeist allerdings verstehen sie den Sinn der ganzen Sache gar nicht.

Die politischen Führer der Ukraine stehen zum Teil auf dem Standpunkt, daß dieser polnische Vormarsch schon irgend etwas Gutes bringen werde. Wenn er gelingt, dann muß man zwar auf die Westukraine und Wolhynien verzichten, aber man hat wenigstens vor den Bolschewisten Ruhe. Werden aber die Polen geschlagen, so würde das für die Ukraine das Loskommen von dem keineswegs sehr populären Vertrag zwischen Pilsudski und Petljura bedeuten.

Am 7. Mai wird ohne Kampf die Stadt Kiew besetzt. In Warschau herrscht wilde Begeisterung. Aber draußen an der Front ist man nicht mehr imstande, diese Begeisterung ganz zu teilen. Das unheimliche Gefühl, das die polnischen Generäle in den letzten Tagen gehabt haben, verstärkt sich. Man merkt, daß man bisher nennenswerte russische Kräfte bis auf die XII. Armee überhaupt noch nicht geschlagen hat. Soll man noch weiter vorrücken? Soll man nach Odessa gehen? Es ist sicherlich eine sehr ruhmreiche Vorstellung, die Pferde der polnischen Kavallerie im Schwarzen Meer zu tränken. Aber militärisch betrachtet wäre das ein Unsinn. Man ist viele Hunderte von Kilometern von seiner Basis entfernt. Im Rücken hat man eine Bevölkerung, der man nicht trauen kann. Und irgendwann einmal muß ja der russische Gegenstoß an der polnischen Nordostgrenze einsetzen. Dann stehen hier unten die besten Divisionen der

polnischen Armee, während oben im Norden nur schwache Kräfte vorhanden sind, und wenn sie geschlagen werden, dann kann die Situation übler als übel werden.

Pilsudski erkennt die Gefahr, die hier liegt, sehr bald. Über Kiew soll die polnische Offensive nicht vorgetragen werden, dafür aber wird er sofort größere Truppenmengen aus der ukrainischen Front herauslösen und sie nach dem Norden werfen, um dort eine neue Offensive zu beginnen, deren erstes strategisches Ziel Zlobin und Mohilew sein soll. Doch dazu ist es schon zu spät. Der russische Gegenstoß, mit dem man eigentlich die ganze Zeit über rechnen mußte, beginnt am 14. Mai. Mit sechs Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Division geht Kommandant Tuchatschewski an der Düna und am Oberlauf der Beresina zum Angriff gegen die dort stehenden schwachen polnischen Kräfte vor und wirft sie fast hundert Kilometer weit nach Westen zurück.

Aber schon diese erste russische Operation zeigt einen jener bedenklichen strategischen Operationsfehler, die den Russen schließlich den Verlust dieses Krieges eingebracht haben. Anstatt mit möglichst starkem rechten Flügel weit ausholend nach Westen vorzustoßen und so den ersten Erfolg auszunützen, läßt Tuchatschewski sich durch die weiter südlich liegenden Pripetsümpfe verleiten, mit seinem rechten Flügel ziemlich kurz einzuschwenken und den Versuch zu machen, die polnischen Divisionen in die Pripetsümpfe zu werfen. Ob ihm dabei etwas Ähnliches wie eine Tannenberg-Konzeption vorgeschwebt hat, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Der Erfolg ist jedenfalls der, daß auf diese Weise die russische Offensive auf die für die Durchführung der nördlichen polnischen Offensive bereitgestellten Kräfte stößt und von ihnen sehr schnell zum Stehen gebracht wird.

Das erste „Wunder“ ist passiert, und die Russen haben kostbare Zeit verloren.

Für die Polen ist dieser erste russische Vorstoß ein Signal, das man nicht überhören kann. Pilsudski gibt den Befehl, Kiew zu räumen und mit den ukrainischen Hauptkräften langsam sich vom

Gegner abzusetzen und zurückzugehen. Aber das ist leichter gesagt als getan.

Die Russen beweisen jetzt, daß sie trotz der zahlreichen polnischen Siege in Wahrheit keineswegs geschlagen sind. Sie lassen die zurückweichenden Polen nicht einen Augenblick von der Klinge. Der rote Reitergeneral Budjenny gibt hier eine der glänzendsten Proben für die Verwendbarkeit großer Kavalleriemassen in den weiten östlichen Räumen. Das haben die Polen nicht erwartet. Tag und Nacht müssen sie an der Front kämpfen, während gleichzeitig in ihrer Flanke und in ihrem Rücken starke russische Kavalleriekräfte auftauchen, ihre Kolonnen wegnehmen, ihre rückwärtigen Verbindungen abschneiden, Stäbe gefangennehmen und trotzdem niemals richtig zu fassen sind.

In den ersten Tagen nimmt man das alles noch nicht übertrieben ernst. Aber dann kommt der Moment, in dem eine Panik droht. Die Truppenführer wissen nicht mehr, wie sie operieren sollen. Es kommt zu den grotesksten Situationen, in denen ganze Armeeabteilungen des zurückgehenden polnischen Heeres gleichzeitig nach drei verschiedenen Seiten fechten müssen, ihren nur scheinbar angreifenden Gegner zurückwerfen und im Erfolg einfach auseinanderlaufen. Diese Desorganisation, diese ständig sich steigende Nervosität wirkt natürlich auf die Truppe alles andere als günstig. Die ukrainischen Bauern beginnen, auffällig zu werden. Von den ukrainischen Hilfstruppen ist plötzlich nichts mehr zu sehen, aber dafür werden in den Nächten kleinere polnische Abteilungen in den Dörfern überfallen und im Schlaf ermordet. Die Bauern können die Wagen und Pferde, das Material und die Lebensmittel gut gebrauchen. Der ganze Rückzug beginnt die Südarkmee ernstlich zu gefährden.

In der Darstellung, die Josef Pilsudski später vom Kriege des Jahres 1920 gegeben hat, stellt er selber fest, daß er durch diese Verwendbarkeit von Kavallerie im modernen Krieg sehr überrascht worden sei. Die Polen hätten zwar von der Anwesenheit der Kavallerie-Armee Budjennys Kenntnis gehabt, aber sie hätten nicht damit

gerechnet, daß diese Kavallerie-Formationen taktisch und strategisch so wirksam eingesetzt werden könnten.

Schließlich kommt es so weit, daß selbst wichtige und entscheidende Befehle Pilsudskis an seine Generäle an der ukrainischen Front nicht rechtzeitig ankommen und infolgedessen Bewegungen ausgeführt werden, die die allgemeine Verwirrung immer mehr vergrößern. Von einer eigentlichen Führung kann kaum mehr die Rede sein. Die höheren Stäbe wissen nicht mehr, wo ihre Formationen stehen, und die einzelnen Abteilungen bekommen keine oder nur ungenügende Marschbefehle. Jeder versucht sich, so gut er kann, der fortdauernden Beunruhigung und Umklammerung durch die russischen Kavalleriemassen zu entziehen.

So flutet unter schweren Verlusten und, was fast noch schwerwiegender ist, unter Verlust des Zusammenhaltes die polnische Armee aus der Ukraine zurück. Erst etwa in der Linie der alten deutschen Stellungen aus der Kriegszeit gibt es ein Halten.

Die polnische Siegeszuversicht hat damit ihren ersten schweren Schlag bekommen. Der zweite läßt nicht lange auf sich warten.

Im Norden beginnt Kommandant Tuchatschewski mit starken Kräften seine zweite große Offensive. Jetzt muß der Schlag vom Mai in neuer Auflage geführt werden und jetzt muß er glücken. Am 4. und 5. Juli werden die polnischen Armeeteile unter dem Kommando des Generals Szeptycki geschlagen und zurückgeworfen. Wenige Tage später wird im Verlauf einer zweiten Schlacht ein anderer Teil der polnischen Nordarmee über den Haufen geworfen. Damit ist die Lawine im Rollen. Jetzt zeigt es sich, daß bei großen Teilen der polnischen Armee der innere Zusammenhalt nicht stark genug ist, um auch Rückschläge auszuhalten. Wieder einmal bewährt sich die alte Erfahrung, daß es für eine junge und nicht sehr festgefügte Truppe leichter ist, einen schweren und blutigen Angriff zu führen, als bei einem Rückzug nach einer Schlappe den Zusammenhalt zu bewahren.

Josef Pilsudski befindet sich in diesem Augenblick in Warschau.

Die Teilung der Operation in zwei ganz verschiedene Kriegsschauplätze läßt es ihm zweckmäßig erscheinen, von diesem zentralen Punkte aus die großen Direktiven geben zu können. Er läßt sich den General Szeptycki kommen. Bleich und am Ende seiner Nervenkräfte sitzt ihm der General im Arbeitszimmer des Marschalls im Belvedereſchloß gegenüber. Ein paar andere höhere polnische Führer nehmen an der Besprechung teil. Szeptycki hält den ganzen Krieg für völlig verloren. Seiner Meinung nach ist ein sofortiger Friedensschluß um jeden Preis die einzige Rettung für den polnischen Staat. Für irgendeinen erfolgversprechenden Gegenstoß sind zuverlässige und frische Truppen nach der Ansicht Szeptyckis nicht mehr vorhanden.

Mit zusammengepreßten Lippen hört Josef Piłsudski die Auffassungen seines geschlagenen Armeeführers. Er weiß, daß in vielem der General gar nicht einmal ganz so unrecht hat. Er sieht selbst die riesige Gefahr, in der Polen schwebt. Aber vor allem kommt es in diesem Augenblick darauf an, die Nerven zu behalten. Kalt und scheinbar ganz ruhig lehnt er die Vorschläge Szeptyckis ab. Aber während er spricht, überlegt er sich blitzschnell, ob es nicht wenigstens zweckmäßig ist, den vollkommen zusammengebrochenen Szeptycki abzulösen und durch einen anderen Führer zu ersetzen. Aber nicht einmal das kommt in diesem Augenblick in Frage. Die Truppe darf nicht merken, daß sie schlecht geführt worden ist. Erst, wenn die Front irgendwo wieder zum Stehen gekommen ist, kann man daran denken, einen Wechsel im Kommando vorzunehmen.

Piłsudski weiß, daß er wieder einmal in seinem Leben *va banque* spielen muß. Er tut es mit vollem Bewußtsein. Er ist sich klar über die Verantwortung, die er damit übernimmt. Aber ist er nicht derjenige gewesen, der diesem polnischen Volk die Kraft gegeben hat, sich zu einem selbständigen Staate durchzukämpfen? Wenn irgendjemand in Polen, so hat er, Josef Piłsudski, auch das Recht, dieses Volk in gefährliche Situationen hineinzubringen. Es kommt nur darauf an, daß er selber dabei seiner Sache sicher ist und für seine Person an den Enderfolg glaubt. Sein Glauben hat ihn den Kampf gegen das zari-

stische Rußland führen und gewinnen lassen; sein Glaube wird auch diesmal die Sache Polens retten.

Inzwischen nimmt das Verhängnis scheinbar unabwendbar seinen Lauf. Am 14. Juli fällt Wilna, und der russische Vormarsch wird fortgesetzt. Im Verlaufe von zwanzig Tagen flutet die polnische Armee beinahe 450 Kilometer zurück. Die Ordnung in den einzelnen Verbänden löst sich immer mehr. Wo soll diese russische Welle des Verderbens zum Stehen gebracht werden? Ganz Nordpolen ist bereits verloren. Die russische Kavallerie nähert sich der südlichen Grenze Ostpreußens. Bis nach Thorn und Graudenz stoßen kleinere bolschewistische Abteilungen vor. Dazwischen leisten immer wieder einzelne Abteilungen der polnischen Armee hartnäckigen Widerstand. Aber auch die verbissenste Energie einzelner Formationen ist nicht imstande, den allgemeinen Zusammenbruch aufzuhalten.

Pilsudski hat gehofft, die russische Offensive etwa in der Linie der alten deutschen Stellungen in Nordpolen zum Stehen bringen zu können. Durch den umfassenden Angriff seines Gegners Tuchatschewski und besonders durch die Wegnahme von Wilna ist, wenigstens für den nördlichsten Abschnitt, dieser Plan zunichte gemacht. Im Osten hofft der Marschall immer noch wenigstens Brestlitowsk halten zu können. Doch der moralische Zusammenbruch großer Teile der polnischen Armee ist schon so weit vorgeschritten, daß ohne nennenswerten Widerstand auch Brestlitowsk den Russen in die Hände fällt.

Das ist für Pilsudski ein schwerer Schlag. Er hatte gehofft, gestützt auf die Festung Brestlitowsk, mit einer neu zusammengestellten Armeegruppe nach Norden vorstoßen zu können und durch diese Bedrohung den russischen Vormarsch in Nordpolen zum Stehen zu bringen. Mit dem Verlust von Brestlitowsk ist dieser Plan hinfällig, und einen Tag lang ist selbst der eiserne ruhige Pilsudski deprimiert.

In Warschau ist inzwischen der französische General Maxime Wengand mit ein paar Dugend französischer Generalstabsoffiziere eingetroffen. Er soll die polnischen Heerführer in dieser verzweifelt-

ten Situation beraten. Weygand hat in seiner militärischen Laufbahn schon viel gesehen und erlebt. Er hat die Schlacht an der Marne mitgemacht. Er war der Generalstabschef des Marschalls Foch. Aber selbst der beste französische General ersetzt nicht die hunderttausend Mann, auf die man in Polen als französische Unterstützung gerechnet hatte. Auch die Artillerie und die Munition, die die Franzosen auf dem Wasserwege zur Unterstützung ihre polnischen Freunde abgesandt haben, kommen nicht an. Die beladenen Schiffe liegen im Danziger Hafen; aber die deutschen Hafenarbeiter weigern sich, die Munition auszuladen.

Polen bleibt auf sich selbst und auf die Nerven seines Marschalls angewiesen.

In Warschau finden erregte Auseinandersetzungen statt. Weygand hat sich über die Lage orientiert und ist der Meinung, daß man am besten eine zweite Marneschlacht schlagen solle. Dazu ist es notwendig, die Hauptteile der polnischen Armee hinter die Weichsel zurückzunehmen und neu zusammenzufassen. Das würde aber, wenigstens zeitweise, die Aufgabe der Hauptstadt Warschau bedeuten. Dazu kann und will Pilsudski sich unter keinen Umständen entschließen. Schließlich werden ihm alle diese mehr oder weniger fruchtlosen Debatten zu viel. Er läßt die Herren unter sich im Generalstab am Sächsischen Platz und fährt hinaus ins Belvedereßchloß, um mit sich selbst ins reine zu kommen.

Es ist der Abend des 5. August 1920. In seinem Arbeitszimmer im Belvedereßchloß geht Pilsudski ruhelos auf und ab. Er ist ganz allein. Nicht nur äußerlich. Er weiß, daß auf seinen Schultern das Schicksal des ganzen jungen polnischen Staates ruht. Er muß zu einem Entschluß kommen, und dieser Entschluß muß durchgeführt werden. In manchen Augenblicken dieser Nacht glaubt Pilsudski, wieder ein Gefangener zu sein. Vielleicht ist er es auch wirklich, wenn auch dieses Mal nur ein Gefangener seiner eigenen Handlungen, ein Gefangener der ungeheuerlichen Verantwortung, die auf ihm lastet.

Auf dem Tisch vor ihm liegt eine große Karte. Immer wieder bleibt er vor dieser Karte stehen und versucht, einen einfachen durchführbaren Plan zu finden, der den polnischen Staat aus seiner verzweifeltsten Lage retten könnte. Er versucht, sich klar zu machen, wie die Überlegungen seines Gegners Tuchatschewski in diesem Augenblick sein mögen. Vor ihm auf der Karte ist der Stand der russischen Angriffsarmeen nach den letzten Lageberichten mit kleinen Fähnchen markiert. Von Osten, von Norden und schon von Nordwesten haben die Russen den Ring um Warschau geschlossen. Um Warschau, die Hauptstadt des Landes, muß der Kampf geführt werden. Das ist klar.

Pilsudski steckt eine Zigarette an der anderen an. Er überlegt und denkt nach, so intensiv, daß dieses Denken beinahe körperlich schmerzhaft wird. Soll das das Ende sein? Soll nach Suwarow und Paszkiewicz ein dritter russischer General siegreich in Warschau einziehen?

Plötzlich fährt er zusammen. Der Gedanke an Paszkiewicz hat ihn irgendwie elektrifiziert. Wie war es doch damals im Herbst des Jahres 1831? Kurz vor der entscheidenden Schlacht von Warschau hatte das damalige polnische Oberkommando eine Heeresgruppe unter dem General Komarino detachiert, und diese Heeresgruppe war nach Südosten abmarschiert. Als Paszkiewicz zum letzten Angriff auf Warschau ansetzte, hat der Befehl zur sofortigen Rückkehr den General Komarino nicht rechtzeitig erreicht und, nachdem er ihn erreicht hatte, hat sich aus politischen Gründen der General diesem Befehl widersetzt. Das hat damals die Entscheidung für die Russen gebracht. Wenn heute eine schlagkräftige Stoßtruppe zur Verfügung stünde, um die Russen, die auf Warschau vorstoßen, von Süden her zu fassen, dann würde das vielleicht die Entlastung bringen können.

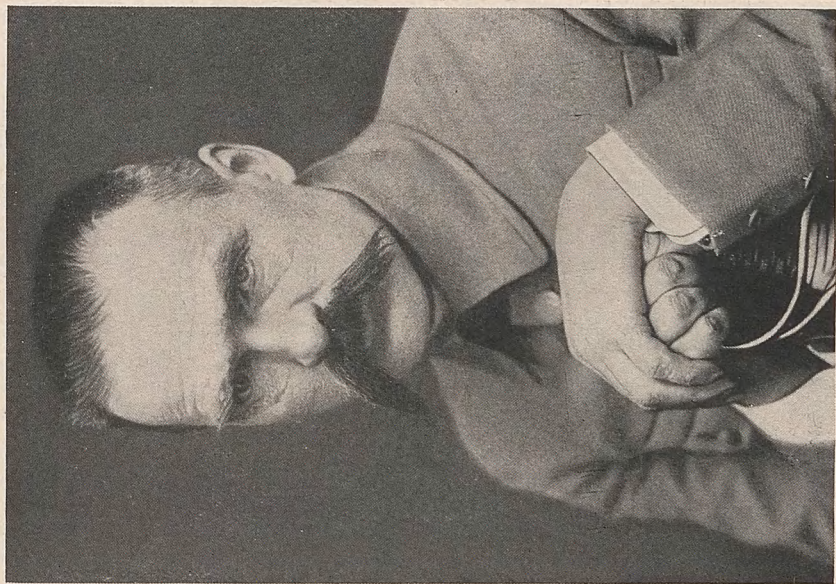
Aber ist dieser Plan durchführbar? Kann man die Hauptstadt der furchtbaren psychologischen Belastung einer Schlacht aussetzen, die unmittelbar vor ihren Mauern stattfindet? Die vielleicht sogar bis nach Warschau hineinflutet? Das scheint eine immense Gefahr zu

sein. Vor ein paar Tagen schon hat General Weygand eine ganz ähnliche Idee geäußert. Damals, als Pilsudski es schroff abgelehnt hatte, Warschau vorübergehend zu räumen. Sollte diese Idee nicht vielleicht doch die einzig mögliche sein?

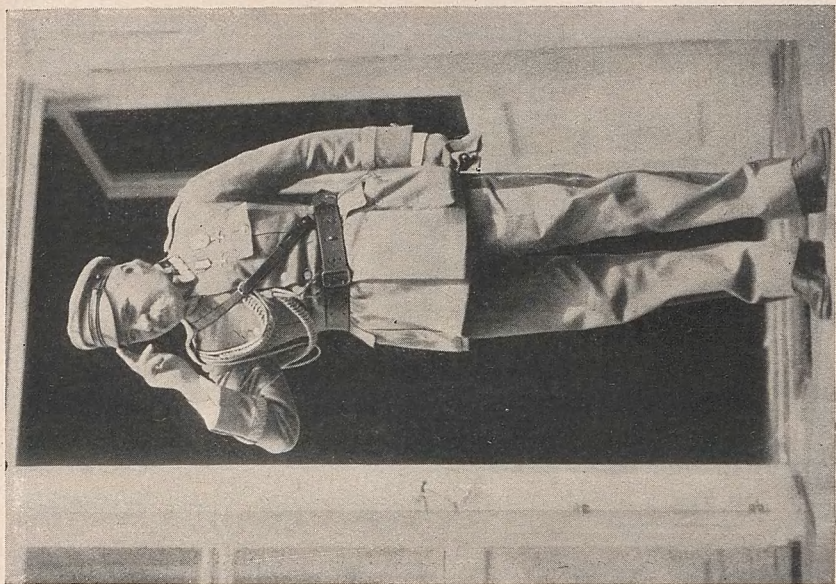
Aber woher soll man die Kräfte nehmen, um eine schlagkräftige Stoßtruppe zusammenzustellen? Man müßte vielleicht versuchen, sie aus der Südmarmee herauszuziehen. Aber das wird nicht ausreichen. Pilsudski kennt die Lage im Süden genau genug, um zu wissen, daß man im besten Falle ein paar Regimenter und etwas Kavallerie dort aus der Front herauslösen kann. Wenn man die Idee dieses Offensivstoßes von Süden, diese Idee, die von dem ruhelosen Marschall immer mehr Besitz ergreift, durchführen will, so muß man die Front nördlich von Warschau noch weiter zurücknehmen, um an dieser Stelle Kräfte einsparen zu können. Doch das erfordert Zeit, und wird diese Zeit vorhanden sein? Wird nicht dieser scheinbar unaufhaltbare russische Vormarsch inzwischen immer weitergehen? Wird nicht Warschau dann schon von Norden und vielleicht sogar von Westen umfaßt sein und doch verlorengehen?

Über eins ist Pilsudski in dieser Nacht sich ganz klar: wenn er die Idee von Weygand aufgreift, wenn er den verzweifeltsten Versuch macht, angesichts eines überlegenen und siegreichen Feindes sich durch eine Art Taschenspielerkunststück die Freiheit des Handelns zurückzunehmen, dann ist das ein Wagnis, bei dem es um das Letzte geht. Wenn er das unternimmt, dann darf er niemanden als allein sich selbst die Verantwortung dafür aufbürden. Aber da ist immer wieder die Frage der Stadt Warschau. Fällt sie den Russen in die Hände, dann zerbricht damit der letzte Rest von moralischem Widerstand, den dieses überanstrengte polnische Volk noch aufzubringen vermag. In dieser Nacht und in den kommenden Tagen und Nächten wird das Schicksal Polens allein von den Nerven und der Willenskraft Josef Pilsudskis abhängen.

Als der Morgen des 6. August dämmt, ist der Marschall mit sich im klaren. Dieses letzte große Vabanquespiel muß gewagt wer-



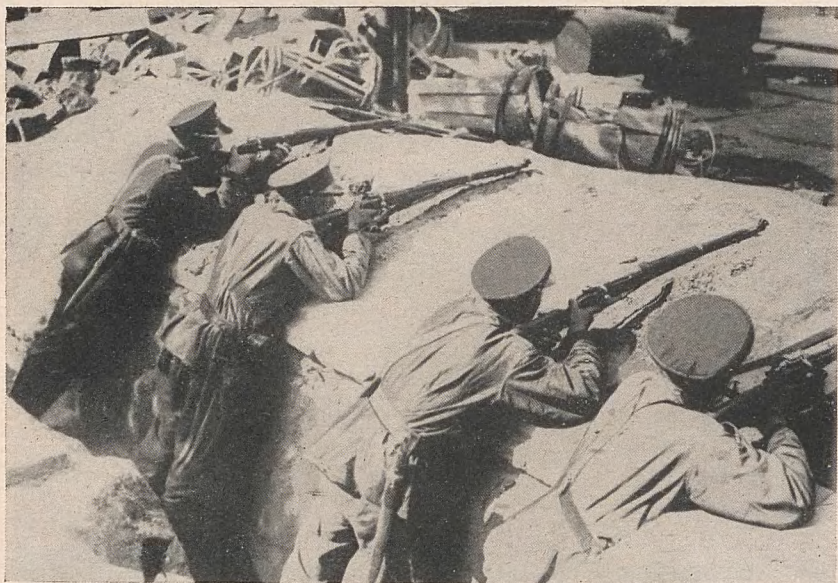
1919.



1934.



Das Landhaus des Marschalls in Sulejowek bei Warschau.



1926: Aus den Straßenkämpfen in Warschau beim Staatsstreich des Marschalls Pilsudski.

den. Es bleibt nichts anderes übrig. Wenn er diesen letzten Versuch nicht unternimmt, dann ist das Verhängnis unabwendbar. Unter-
nimmt er ihn, dann ist die Chance, daß der rettende Gegenstoß viel-
leicht doch noch gerade im letzten Moment kommt, wahrscheinlich
nicht größer als zwei zu hundert. Aber war die Chance des Revolu-
tionärs Pilsudski damals bei seinem aussichtslosen Kampfe gegen
das alte Rußland vielleicht größer?

Ein paar Stunden später erteilt Josef Pilsudski seinem Stabs-
chef, dem General Rozwadowski die entscheidenden Befehle. Die
Nordfront ist weiter zurückzunehmen. Drei Divisionen müssen min-
destens herausgezogen werden. Diese Divisionen sind in Gewalt-
märschen nach Demblin an der Weichsel südlich von Warschau zu
verschieben. Dort, wo der Fluß Wieprz in die Weichsel mündet, soll
die Bereitstellung der Stoßgruppe im Schutze des Wieprz erfolgen.
Gleichzeitig sind alle verfügbaren Kräfte der Südmarmee, insbeson-
dere die zweite Legionärdivision nach demselben Raum zu dirigieren.
Der Kriegsminister, General Sosnkowski erhält den Auftrag, die
Stadt Warschau selbst in Verteidigungszustand zu setzen und mit
allen Kräften, die zusammengerafft werden können, unter allen Um-
ständen gegen den bevorstehenden russischen Generalangriff so lange
zu halten, bis der Gegenstoß der von Josef Pilsudski selbst geführten
Stoßgruppe vom Wieprz aus fühlbar wird.

Um zu verstehen, welches ungeheure Wagnis der Plan eines
Gegenstoßes von Süden her darstellt, muß man sich ganz kurz die
militärische Situation in diesen ersten Augusttagen vor Augen
halten.

In unaufhaltsamem Vormarsch, sind die Russen bis dicht an War-
schau herangekommen. Nördlich von der Hauptstadt stehen sie bereits
etwa beim Zusammenfluß von Bug und Narew. Nordwestlich von
Warschau haben starke Infanterie- und Kavalleriekräfte bereits die
Wkra überschritten und sind im Vormarsch nach Süden auf die
Weichsel zu. All diesen russischen Kräften stehen nur verhältnismäßig
schwache polnische Heeresteile gegenüber, die überdies durch den

wochenlangen Rückzug stark demoralisiert sind. Aus dieser polnischen Front, die mit ihren Hauptkräften die Buglinie zu halten versucht, sollen nun mehrere Divisionen herausgelöst und nach Süden geworfen werden. Der Rest soll etwa zehn Tage lang dem Ansturm der Russen widerstehen. In diesen zehn Tagen können einmal die Stellungen der Polen am Bug überrannt werden, zum anderen muß man damit rechnen, daß die Russen westlich der Hauptstadt die Weichsel erreichen und, ihrem Laufe folgend, auf Warschau zustoßen. Wenn außerdem Kommandant Tuchatschewski noch mehrere Divisionen, die im Raume von Mława versammelt sind, zum Stoß nach Süden mit heranzieht, dann ist nicht abzusehen, wie die geschwächten und demoralisierten Polen aushalten sollen, bis der Gegenstoß von Süden wirksam wird.

Wenn man alle diese Einzelheiten überlegt, so verliert die Idee des Entlastungsvorstoßes immer mehr von der Wahrscheinlichkeit ihres Gelingens. Es muß tatsächlich ein Wunder eintreten, wenn Warschau und damit Polen noch gerettet werden soll.

Aber dieses Wunder tritt ein. Kommandant Tuchatschewski ist seiner Sache zu sicher. In all den vorhergegangenen Wochen sind ihm die Erfolge zu leicht in den Schoß gefallen. Warschau liegt sozusagen greifbar vor ihm. Er weiß, daß die Eroberung Warschaus mit ziemlicher Sicherheit den endgültigen Zusammenbruch Polens bedeutet. Und seine Phantasie sieht bereits einen polnischen Sowjetstaat, von dem aus die russische Revolution weiter in das Herz Europas getragen werden kann.

Diese Aussichten blenden ihn. Er möchte keine Zeit mehr verlieren und fraglos würde es Zeit kosten, wenn er unter Heranziehung der nördlichen Divisionen den Angriff von Norden und Westen gegen Warschau auslaufen ließe. Deshalb begeht er die geradezu unvorstellbare Unvorsichtigkeit, den Hauptstoß auf Warschau von Osten her zu führen. Dort steht eine Angriffsgruppe von etwa dreißigtausend Mann bereit. Der linke Flügel dieser Gruppe hängt völlig in der Luft. Weit zurück, etwa in der Höhe von Brestlitowsk stehen zwei Divisionen der Russen, die ursprünglich die Aufgabe gehabt haben,

dem linken Flügel der Angriffsarmee gestaffelt zu folgen. Tuchatschewski brauchte nichts weiter zu tun, als wenige Tage abzuwarten, diese Divisionen herankommen zu lassen und sie etwa im Raume von Garwolin-Lukow zur Deckung seines ungeschützten linken Flügels in Stellung zu bringen. Erfolgt dann ein überraschender polnischer Stoß von Süden, so ist das schlimmste, was passieren kann, daß dieser Teil der russischen Front ein paar Duzend Kilometer zurückgedrückt wird. Der von Norden und Westen auf Warschau angelegte Angriff würde dadurch überhaupt nicht berührt werden.

All diese Selbstverständlichkeiten berücksichtigt Kommandant Tuchatschewski nicht. Er sieht nur das lockende Ziel Warschau und greift besinnungslos an. Er arbeitet damit dem polnisch-französischen Entlastungsplan geradezu in die Hände.

Aber trotzdem ist die Gefahr eines unübersehbaren Debakels noch nicht abgewendet. Die Zusammenziehung der Stoßtruppe am Wieprz erfordert Zeit. Pilsudski weiß das. Er ist sich darüber klar, daß er seinen Vorstoß nicht vor dem 16. August unternehmen kann. Diese zehn Tage müssen durchgehalten werden. Sie sind voll von furchtbarer dramatischer Spannung. Die Russen beginnen ihren Generalangriff auf Warschau. Tagelang hören die geängstigten Bewohner der Hauptstadt den immer näher sich heranziehenden Donner des Artilleriegefechts. General Sosnkowski, der die Verteidigung der Hauptstadt übernommen hat, läßt von einigen Zehntausenden von Freiwilligen notdürftige Feldbefestigungen im Osten der Stadt ausbauen. Die Stadt selbst fiebert vor Erregung. In den Straßen stauen sich die Fahrzeuge geflüchteter Bauern aus dem ganzen Bezirk östlich von Warschau. Sosnkowski läßt kaltblütig und energisch den wenigen geretteten Hausrat von diesen Bauernfahrzeugen auf die Straße werfen und requiriert die Wagen und Pferde zum Transport von Munition und Material an die Front. Auf der Rückfahrt bringen sie Verwundete in die Stadt.

Immer deutlicher wird das Grollen des Geschützfeuers. Man kann allmählich jeden einzelnen Abschuß genau unterscheiden. In den

Ministerien wird fieberhaft gepackt. Die wichtigsten Akten werden zusammengepackt und zum Abtransport fertiggemacht. Auf dem Bahnhof stehen dauernd ein paar Lokomotiven unter Dampf, um im Falle der dringendsten Gefahr die wichtigsten Regierungsbehörden auf der einzig noch freien Bahnstrecke nach Südwesten in Sicherheit bringen zu können. Die Stimmung ist nicht viel anders, als sie neunzig Jahre vorher gewesen sein muß, als der russische Feldmarschall Paszkiewicz zum letzten entscheidenden Angriff auf Warschau ansetzte. Der Unterschied gegen damals ist nur, daß heute das polnische Volk und das polnische Heer einen wirklichen Führer besitzt, der über einen eisernen Willen und stählerne Nerven verfügt. Irgendwie fühlt man das selbst in dieser zu Tode geängstigten Stadt. Eine eigentliche Panik bricht nicht aus. Nur einmal brandet die Welle des Entsetzens hoch auf, in dem Augenblick nämlich, als russische Kavalleriepatrouillen bis in die Vorstadt Praga hinein vorstoßen und den Versuch machen, die während des Krieges erbaute große Holzbrücke über die Weichsel in Brand zu setzen.

Das ist der Moment, in dem selbst der eiserne Sosnkowski, Josef Pilsudski treuester und zuverlässigster militärischer Mitarbeiter, die Nerven verliert. In dringenden Telegrammen bittet er Pilsudski, der sich schon seit Tagen bei der Angriffsgruppe am Wieprz befindet, den Vorstoß nicht erst im Laufe des 16., sondern schon sofort zu beginnen. Doch Pilsudski lehnt das ab. Die Divisionen, die den Stoß zur Entlastung der Hauptstadt führen sollen, haben teilweise riesige Märsche hinter sich. Sie sind ausgepumpt bis zum letzten. Sie müssen, koste es, was es wolle, die vorgesehenen vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden Ruhe haben.

Am 14. und 15. August sind die Russen bis dicht an Warschau heran. Der kleine Ort Radzymin, fünfzehn Kilometer vom Zentrum Warschaus entfernt, wird von den Russen genommen. Die Einschläge ihrer schweren Artillerie sitzen bereits in den östlichen Vororten der Hauptstadt. Mit ein paar zuverlässigen Bataillonen unternimmt Sosnkowski einen Gegenstoß. Die Russen werden aus Radzymin

herausgeworfen, aber ein paar Stunden später ist der Ort wieder in ihrer Hand.

So tobt die Schlacht von Warschau tagelang. Es scheint, als ob selbst der verzweifelte Widerstand, der moralisch von der ganzen Bevölkerung in hervorragender Weise unterstützt wird, vergeblich sein muß.

Das Ende Polens läßt sich nach Stunden berechnen. Es sei denn, daß das Wunder eintritt.

Auf die Minute genau zur vorgesehenen Zeit, am 16. August 1920, 4 Uhr nachmittags, tritt die Armee am Wieprz ihren Vormarsch an. Denn dieser Angriff ist ja in Wahrheit zunächst nichts anderes als ein einziger Gewaltmarsch. Der Abschnitt, durch den die Divisionen nach Norden marschieren, ist vom Feinde völlig frei. Marsch nach Norden — das ist die Parole. Ein Segen, daß die Divisionen einigermaßen ausgeruht sind. Ein Segen, daß Marschall Pilsudski ihnen die vierundzwanzig Stunden Rast, die in dem großen Plan vorgesehen waren, auch wirklich gegönnt hat. So können sie marschieren, marschieren, marschieren. Am 16. nachmittags hat dieser Gewaltmarsch begonnen. Ohne Ruhepause wird er die ganze Nacht über fortgesetzt. Es kommt ja jetzt auf jede Minute an. Trotz der kurzen Ruhe am 15. gibt es große Ausfälle an Marschkranken. Diese jungen Soldaten sind einer derartig ungeheuerlichen Strapaze nicht durchweg gewachsen. Aber das ist gleichgültig. Was liegen bleibt, bleibt liegen. Es kommt allein darauf an, ein paar tausend Mann von jeder Division in irgendeiner Form an den Feind zu bringen.

Der Marschall hat damit gerechnet, im Laufe des 17. den südlichsten Flügel der russischen Angriffsgruppe auf Warschau zu erreichen. Aber schon vorher stößt eine seiner Divisionen auf Kolonnen einer der beiden russischen Flanken-Deckungs-Divisionen, die Tuchatschewski jetzt erst zur Verstärkung für den Angriff auf Warschau nachgezogen hat. Die Russen befinden sich auf dem Marsch von Ost nach West. Die Polen, die wahrscheinlich so weit östlich überhaupt keinen nennenswerten Gegner mehr erwartet hatten, stoßen den Russen

gradeswegs in die Flanke. Das ist ihr Glück. Denn so ausgepumpt, wie die polnischen Freiwilligen sind, würden sie wahrscheinlich einen ernsthaften Angriff gar nicht mehr durchführen können. Aber diese russischen Kolonnen sind auf ein Zusammentreffen mit dem Gegner überhaupt nicht vorbereitet. Der unendliche Troß von Pferdegespannen und Wagen, der den russischen Formationen folgt, verhindert die Kampftruppe, schnell genug einzuschwenken und den polnischen Angriff abzuwehren. In ganz kurzer Zeit ist die erste der beiden russischen Divisionen völlig vernichtet, ein paar Stunden später wird von einer anderen polnischen Abteilung die zweite russische Division gefaßt und ebenfalls geworfen.

Weiter heßt Pilsudski seine Freiwilligen. Mit brutaler Energie treibt er sie vorwärts. Keine Minute darf verloren gehen. Schon der kurze und ja tatsächlich erfolgreiche Aufenthalt, den das Zusammentreffen mit den beiden russischen Eingreifdivisionen bedeutete, kann für die Hauptstadt katastrophale Folgen haben. Weiter. Immer weiter.

Auch in der zweiten Nacht vom 17. zum 18. gibt es keine Ruhe. Mögen die Burschen umfallen! Mögen sie ihr Gepäck wegwerfen! Wenn sie nur ihre Gewehre und ihre Munition nach Norden schleppen.

Heran an den Feind, der seit vier Tagen in erbittertem Ringen um die polnische Hauptstadt steht! Das ist Pilsudskis Ziel in diesem Augenblick und sein eiserner vorwärtstreibender Wille erreicht dieses Ziel.

Die Rechnung geht auf.

Die winzige Chance, die in dem ganzen Plan der Schlacht bei Warschau gelegen hat, kann genutzt werden. Die Russen, die durch die Kämpfe der vorhergehenden Tage bis aufs äußerste ausgepumpt sind, werden von den Polen im Laufe des 18. August von Süden her in der Flanke gefaßt. Sie sind tödlich überrascht, und die Verwirrung wirkt sich zugunsten der polnischen Truppen aus. Diese haben den einen unendlichen Vorteil, daß hinter ihnen ein unheimlicher, vorwärts-

treibender Wille steht. Und jedem einzelnen polnischen Soldaten teilt sich ein winziges Stückchen von diesem brutalen Drang nach vorwärts mit.

Das ist das eigentliche Wunder an der Weichsel. Diese fantastische Willensleistung, die sich in der letzten Sekunde in Wirklichkeit umsetzt.

In wenigen Stunden ist der südliche Flügel der Russen fast völlig vernichtet. Zehntausend Gefangene bleiben in der Hand der Polen. Der Rest der Angriffsgruppe der Russen flutet in regelloser Flucht nach Nordosten zurück.

Und jetzt wiederholt sich auf der russischen Seite nur in noch wesentlich größerem Umfange dasselbe Bild, das in den Wochen vorher der polnische Rückzug teilweise geboten hat. Die ganze russische Front kommt ins Wanken. Ein geordneter Rückzug ist mit der innerlich nicht gefestigten Truppe, die obendrein durch einen unendlichen Troß von Nicht-Kombattanten belastet wird, nicht durchzuführen. Die Kolonnen verstopfen die Straßen. Wilde Paniken brechen an allen Stellen aus, die ganze Armee des Kommandanten Tuchatschewski zerrinnt ihm unter den Händen.

Warschau ist gerettet. Und mit ihm der polnische Staat.

Nach diesem überwältigenden Erfolg gönnt der Marschall seinen Truppen keine Ruhe. Er weiß, daß er aus der polnischen Armee in diesen Tagen das Menschenmögliche und zugleich beinahe das letzte herausgepreßt hat. Er weiß, daß dieser Erfolg ausgenutzt werden muß, um ihm kriegsentscheidende Bedeutung zu geben. Und deshalb faßt er alles zusammen, was irgendwie verwendungsfähig erscheint, und bleibt dem zurückflutenden Feind an der Klinge. Innerhalb von acht Tagen nach Beendigung der Schlacht vor Warschau bringt er durch dieses Nachsetzen bis zum letzten Hauch von Mann und Rosß die ganze Armee des Kommandanten Tuchatschewski zur völligen Auflösung. Der zahlenmäßige Erfolg besteht in 65 000 Gefangenen, 231 erbeuteten Geschützen und 1023 eroberten Maschinengewehren. Fast 30 000 Mann der russischen Armee werden auf ostpreussisches

Gebiet abgedrängt und dort von den Deutschen widerstandslos entwaffnet. Kommandant Tuchatschewski, der zu Beginn der zweiten russischen Offensive am 4. Juli über eine viertel Million Mann zur Verfügung hatte, hat die Hälfte seiner Armee verloren, die andere Hälfte ist ein auf Wochen hinaus militärisch völlig unverwendbarer wirrer Haufen.

Aber auch dieser Erfolg genügt Pilsudski nicht. Noch stehen russische Divisionen in Ostgalizien. Sie müssen zurückgeworfen werden. Der Eindruck der völligen Vernichtung der russischen Hauptarmee bei Warschau verfehlt auf diese russischen Heeresgruppen ihre Wirkung nicht. Im Laufe der ersten Hälfte September stoßen die Polen, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, bis weit nach Wolhynien und in die Polesie hinein vor. Am 26. September werden hier die Operationen mit der Einnahme von Pinsk abgeschlossen.

Im Norden bei Lida hat Kommandant Tuchatschewski noch einmal Teile seiner Armee zusammengefaßt. Auch sie werden im Laufe des September nach kurzen und heftigen Kämpfen geworfen. 50 000 Gefangene und 160 erbeutete Geschütze bleiben bei diesen Operationen in den Händen der Polen.

Josef Pilsudski hat seinen Krieg gegen Rußland gewonnen. Diesen Krieg, den er führen mußte, um die Vorbedingungen für Polens Stellung als Großmacht im Osten Europas zu schaffen. Der Frieden von Riga, der zu Beginn des Jahres 1921 abgeschlossen wird, bringt schwarz auf weiß die Bestätigung des Erfolges.

Der Staatsstreich

Die Entwicklung steht nicht still. Selbst unter dem Donner der Geschütze will ein Volk leben, und die polnische Nation richtet durchaus zu recht schon in den ersten Jahren nach der Wiedererlangung der staatlichen Selbstständigkeit ihren Blick auf den inneren Ausbau des neu erworbenen Staates.

Doch da, wo es nicht um so eindeutige Fragen wie die Erreichung der Grenzen von 1772 geht, setzt auch sofort der Kampf der verschiedenen Kräfte im Inland ein.

Josef Pilsudski wird bei diesen Auseinandersetzungen zwar von der Sympathie großer Teile des polnischen Volkes getragen, aber anders als auf dem Schlachtfelde hat er es hier mit Gegnern zu tun, die im polnischen Volke selbst ebenfalls über einen starken Anhang verfügen. Seine alten innerpolitischen Feinde, die Nationaldemokraten haben es ihm nicht vergessen, daß Josef Pilsudski einfach durch die Tatsache seiner Existenz und seiner Leistung an die Spitze des neuen Staates treten konnte, die sie selber gerne innegehabt hätten. Dieser Gegensatz ist nicht ohne weiteres zu überbrücken. Josef Pilsudski ist kein Mann, dem es liegt, um die Gunst von Massen zu werben. Das hat er nie gekonnt. Sein Verhältnis zur Masse ist immer so gewesen, daß er weit vor der Erkenntnis dieser Masse Entwicklungen gespürt und in die Realität umgesetzt hat. So ist er trotz seiner ungeheuren Popularität in mancher Hinsicht doch ein Outsider und Einzelgänger geblieben.

Seine Gegner machen sich das auf ihre Art zunutze. Es geht um die Verfassung des neuen polnischen Staates. Die Nationaldemokraten wissen zwar genau, daß die Linke Josef Pilsudski als einen der ihren betrachtet, aber in diesem Falle können sie auf die halb ungewollte Unterstützung der Sozialisten rechnen. Auch die Sozialistische Partei Polens erblickt im reinen Parlamentarismus westlicher Prägung das erreichbare Ideal der politischen Organisation.

Die Nationaldemokraten tun das gar nicht einmal so sehr; aber sie nützen die im Volke vorhandenen Stimmungen gewandt aus und setzen sich deshalb mit aller Energie für eine Verfassung ein, die ziemlich slavisch dem französischen Vorbilde nachgezeichnet ist, einfach aus dem Grunde, um die erste Kammer des Parlaments, den Sejm zum entscheidenden politischen Faktor auf Kosten der Machtstellung des Staatspräsidenten zu machen.

Dieser Staatspräsident aber ist Josef Pilsudski.

Der Marschall selbst erkennt den Sinn dieses Spieles sehr schnell. Durch die Verfassung, die in dieser Form von der Furcht vor einer Diktatur des Marschalls 1921 diktiert worden ist, wird der Sejm zum eigentlichen Souverän des polnischen Volkes. Er selber, Josef Pilsudski als Staatspräsident wird immer mehr zu einer Art von Gallionsfigur, zu einem Ehrenpräsidenten, der Ausstellungen eröffnet und durch seine Unterschrift Gesetze inkrafttreten läßt.

Die Armee vergöttert ihn. Die Armee ist sein eigenstes Werk. Mit ihrer Hilfe könnte er sich leicht über die Schranken dieser aus Furcht vor ihm gemachten Verfassung hinwegsetzen. Er tut es nicht und läßt den Dingen zunächst ihren Lauf. Nicht, als ob er die Gefahren dieser Sorte liberalistischer Parlamentsdemokratie nicht durchaus erkannt hätte. Zu verschiedenen Malen warnt der Marschall und Staatspräsident sogar sehr deutlich und energisch vor diesen Gefahren. Aber er greift nicht ein. Noch nicht.

Es ist eine offene Frage, wie diese Zurückhaltung Pilsudskis in den Jahren von 1921 bis 1926 zu beurteilen ist. Das Ziel des Marschalls ist völlig unverändert. In einer Rede, die er am 12. Januar 1920 gehalten hat, hat er dieses sein Ziel ganz klar zum Ausdruck gebracht.

„Polen“, so führte er damals in Lublin aus, „besitzt alle äußeren Attribute der staatlichen Selbständigkeit, und wir haben wirklich alles Recht, uns dieser Tatsache von Herzen zu freuen. Aber es sind noch andere Aufgaben zu lösen. Und zu ihrer Lösung müssen wir uns darüber klar sein, ob wir jenes Maß von moralischer Kraft und

materieller Macht besitzen, das wir besitzen müssen, um all die Proben zu bestehen, die uns in Zukunft noch erwarten. Die große Frage, die zu lösen bleibt, ist die: Wird Polen zu einer wirklichen Großmacht werden können, oder wird es ein kleiner Staat bleiben, der stets des Schutzes stärkerer Mächte bedarf? Auf diese Frage ist Polen die Antwort bisher schuldig geblieben. Wir müssen uns klar sein, daß wir noch sehr viel zu tun haben, wenn wir Polen zur ausschlaggebenden Großmacht Osteuropas nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern auch auf dem Gebiete der Zivilisation machen wollen.“

Scheinbar ohne Widerstand überläßt trotzdem der Marschall, der bisher in seinem Leben stets ohne Rücksicht auf die Zustimmung anderer geführt hat, der Parlamentsdemokratie die Zügel. Schritt für Schritt weicht er zurück. Kurz nach den ersten Wahlen auf Grund der neuen Verfassung wird noch auf seinen Wunsch Anfang Dezember 1922 sein alter Freund Narutowicz zum Staatspräsidenten gewählt. Ein paar Tage darauf schießt ein verheßter rechtsstehender Kunstmaler bei einer Ausstellungseröffnung den neuen Präsidenten nieder. Mit derselben Linksmehrheit, die Narutowicz gewählt hat, wird nun ein anderer alter Mitarbeiter Pilsudskis, Wojciechowski, zum Staatspräsidenten gewählt. Pilsudski behält sich allein die entscheidende Einwirkung auf die Armee vor und zieht sich immer mehr aus dem politischen Leben zurück.

Die Parlamentsdemokratie, das Spiel mit Mehrheiten und Parteien kann sich völlig ungehindert breitmachen. Es gibt in diesen Jahren selbst unter den alten Mitarbeitern des Marschalls eine ganze Reihe, die diese Zurückhaltung nicht recht begreifen. Weshalb geht Josef Pilsudski nicht wieder nach vorn? Weshalb führt er nicht, wie er stets geführt hat? Diese Frage wird immer öfter gestellt. Sie läßt sich auch heute rückschauend kaum mit voller Entschiedenheit beantworten.

Der Sozialismus Josef Pilsudskis ist sicherlich immer und in erster Linie eine Waffe im Kampf um die Freiheit Polens gewesen. Aber trotzdem würde man wahrscheinlich Josef Pilsudski unrecht tun, wenn

man sein sozialistisches Empfinden anzweifeln wollte. Die Schwierigkeiten für ihn liegen zunächst in der ganzen außenpolitischen und wirtschaftlichen Lage des neuen polnischen Staates. Der Kampf um die Grenzen, der ja bezüglich Wilnas und der Westukraine noch bis in das Jahr 1923 hineinspielt, hat eine gewisse außenpolitische Abhängigkeit insbesondere von Frankreich notwendig zur Folge. Dieser Kampf bedingt aber auch eine starke Spannung zu den beiden größten unmittelbaren Nachbarn Polens: zu Sowjetrußland und Deutschland. Im Inneren lassen sich die drängenden Aufgaben des wirtschaftlichen Wiederaufbaues nicht länger hinausschieben. Dazu ist Geld notwendig. Dazu bedarf es der Unterstützung der reichen Freunde im Westen. Und dort wird das Wort Sozialismus ungerne gehört. Dort hat man immer noch eine gewisse Abneigung gegen den sozialistischen Terroristen Josef Pilsudski. Dort ist dieser Mann immer noch eine etwas merkwürdige Erscheinung, der einmal Bomben geworfen und Eisenbahnzüge ausgeraubt hat.

Hier liegen zweifellos, wenigstens zum Teil, die Gründe, die Josef Pilsudski veranlassen, sich zunächst einmal aus der Politik etwas zurückzuziehen. Aber entscheidend können sie eigentlich für einen Mann wie Josef Pilsudski nicht gewesen sein. Es wäre höchst unwahrscheinlich, daß eine Persönlichkeit von so ungeheurer Willenskraft wie Josef Pilsudski, ein Mann, der fast allein einmal den Kampf gegen Weltmächte aufgenommen hat, sich in seinem Handeln von Rücksichten der angedeuteten Art letztlich beeinflussen ließe.

Man wird infolgedessen noch ein anderes Moment heranziehen müssen, wenn man feststellen will, aus welchen Gründen Josef Pilsudski bis zum Jahre 1926 gewartet hat, ehe er unter dramatischen Umständen wieder das Ruder des polnischen Staates auch nach außen sichtbar in die Hand nahm. Und damit kommt man ganz zwangsläufig an einen Punkt bei dieser Persönlichkeit, der schwer zu fassen und noch schwerer zu formulieren ist.

Josef Pilsudski ist in seinem ganzen Leben auf der einen Seite dem Sinn und Empfinden seines Volkes näher gewesen als fast alle

anderen. Auf der anderen Seite aber hat er irgendwie immer allein gestanden. Er war und ist nicht nur der Staatsmann, der das spürt, was in der Luft liegt, und daraus reale Handlungen zu formen versteht; er ist mehr. Er ist im Tiefsten ein Mystiker, dessen innere Getriebenheit sich zu Taten ballt und dessen Taten, aus innerer Getriebenheit kommend, häufig einen beinahe unwahrscheinlichen Abstand von der Erkenntnisfähigkeit des Volkes haben.

Das alles hat Josef Pilsudski in seinem Leben oft genug erfahren und empfunden. Es ist sehr wohl möglich, daß er damals die Last seiner großen Erzieheraufgabe gegenüber dem polnischen Volke besonders schwer empfunden hat. Es ist denkbar, daß er der Meinung war, es sei möglich, dieses polnische Volk nun allein seinen Weg gehen zu lassen. Es ist aber ebenso denkbar, daß Josef Pilsudski gerade aus seiner Verpflichtung als der große Erzieher seines Volkes die Notwendigkeit zu sehen glaubte, dieses Volk aus seinen eigenen Fehlern, aus seinen eigenen Unvollkommenheiten lernen zu lassen. Später einmal hat Josef Pilsudski es ausgesprochen, daß er kein Freund des Regierens mit dem Knüppel sei. Stellt man die Realitäten des polnischen Lebens diesem Worte gegenüber, so scheint eine Paradoxie vorzuliegen, die ins Auge springt. Aber der Widerspruch ist tatsächlich doch wohl nur scheinbar. Man wird immer wieder an diese Jahre von 1922 bis 1926 zurückdenken müssen. In diesen Jahren hat Josef Pilsudski das große Experiment gemacht, seine eigene Vorstellung vom neuen polnischen Staate zurücktreten zu lassen und dem Volke die Möglichkeit zu geben, sein Schicksal selbst zu gestalten.

Wenn man diese Jahre in diesem Sinne als ein erzieherisches Experiment betrachtet, dann haben sie den Beweis dafür erbracht, daß das polnische Volk als Ganzes zu den Freiheiten, die ihm damals gegeben waren, noch nicht herangereift war.

Von dem Augenblick an, in dem Josef Pilsudski sich Ende 1922 aus der Politik weitgehend zurückzieht, setzt jene Epoche der polnischen Nachkriegsgeschichte ein, die es an Wirrheit, an Ideenlosigkeit, an Korruption und Parteischieberei mit der gleichen Entwicklung in

Deutschland durchaus aufnehmen kann. In diesem Chaos von Unzulänglichkeit wird nicht nur kaum positive Aufbauarbeit geleistet; in diesem Chaos versinkt und versackt sogar die polnische Staatsidee immer mehr. Die Ziele, die Pilsudski gesteckt hat, verschwinden allmählich schemenhaft am Horizont. Der ersten Inflation folgt der zweite große Währungssturz und nur eine Reihe völlig unverdienter Zufälligkeiten verhindern den völligen Wirtschaftszusammenbruch des neuen Staates. Außenpolitisch wird die Abhängigkeit von Frankreich immer stärker und drückender. Der Traum von einer Großmachtsstellung Polens scheint auf absehbare Zeit ausgeträumt zu sein. Aber selbst das, was die Grundlage für die Verwirklichung eines solchen Traumes hätte sein müssen, selbst das in Generationen langem Kampfe um die Freiheit des Staates erwachsene Gemeinschaftsgefühl innerhalb der polnischen Nation beginnt, im Parteigezänk sichtbar zu zerbröckeln.

Noch immer hält Josef Pilsudski sich zurück. So lange die Grundfesten des von ihm geschaffenen Werkes noch nicht berührt sind, ist es für ihn noch nicht Zeit, einzugreifen. Er weiß, daß es nur eines Rufes an die Armee bedarf, dann wird von hier aus Ordnung geschaffen werden. Aber das würde eben den Knüppel bedeuten, den Josef Pilsudski für die Erziehung seines Volkes zu vermeiden wünscht.

So kommt unter inneren Kämpfen, die manches Mal schon beinahe schweren Krämpfen gleichen, das Jahr 1926 heran. Das politische Gewölk hat sich zu einer schwarzen Gewitterfront zusammengeballt. Wieder einmal ist eine der zahlreichen parlamentarischen Regierungen gestürzt und nach schwierigen und komplizierten Kulissenschiebereien tritt eine neue auf den Plan. Sie wird von dem Führer der Großbauernpartei Piast Witos präsidiert. Schon in früheren Jahren ist Witos verschiedentlich Ministerpräsident gewesen. Dieses Mal unternimmt er den Versuch einer Zusammenarbeit mit der äußersten Rechten des polnischen Parlaments. Das ist bisher in dieser schroffen Form noch nicht der Fall gewesen. Auf der äußersten Rech-

ten, bei den Nationaldemokraten sitzen nicht nur die erbittertesten, sondern auch die energischsten politischen Gegner Pilsudskis. Das weiß der Marschall. Aber ebenso weiß er, daß diese Leute, wenn sie einmal die Macht haben, nicht zögern werden, auch an die Basis des Machtbereiches vorzustößen, den sich Josef Pilsudski bisher vorbehalten hat: die Armee.

Hier wird es ernst. Hier muß jetzt ein sehr deutliches Wort gesprochen werden. Die Armee muß wissen, daß ihr alter Marschall hinter ihr steht und nicht zu dulden gewillt ist, daß aus innerpolitischen Machtkämpfen ein Schaden für den festesten Schutz des polnischen Staates entsteht.

Am 10. Mai wird das Rechtskabinett Witos gebildet. Am 11. Mai bringt der „Kurier Poranny“ eine Erklärung des Marschalls, in der es u. a. heißt:

„Ich für meine Person betrachte die Krise nicht als beendet. Ich halte es für notwendig, den Kampf aufzunehmen gegen das Übel, das den Staat zugrunde richtet, gegen diese losgelassenen Parteipolitiker, die nur an ihre egoistischen Parteiinteressen denken und dabei das Staatsinteresse völlig vergessen zu haben scheinen.“

Das ist ein Signal. Das ist mehr als das: das ist eine Fanfare. Der Marschall selbst ist nicht in Warschau. Draußen in seinem Landhause in Sulejowek sind diese Worte gesprochen worden. Doch in Warschau finden sie ihren Widerhall.

Die neue Regierung versteht diese Kampfansage sehr wohl. Sie fühlt, daß das keine leere Drohung mehr ist. Aber sie glaubt, stark genug zu sein, mit dem Marschall fertig zu werden, der seit drei Jahren von der politischen Bühne so gut wie abgetreten ist.

In demonstrativer Form läßt die Regierung die Ausgabe des „Kurier Poranny“ beschlagnahmen, in der die Worte des Marschalls erschienen sind. Das ist eine Demonstration, die auf der Gegenseite wilde Erregung auslöst. In ein paar Kaffeehäusern bringen Pilsudski-treue Offiziere Hochs auf den Marschall aus und verprügeln eigenhändig die Gäste, die sich diesen Ovationen nicht anschließen.

Noch ist nichts ernsthaftes geschehen, aber jedermann hat die Empfindung, daß es sich nur noch um Stunden handeln kann, bis eine folgenschwere Explosion losbricht.

Der Abend des 12. Mai senkt sich über Warschau. Draußen in dem einfachen Landhause in Sulejowek sitzt in seinem Arbeitszimmer Josef Pilsudski, der erste Marschall Polens, am Schreibtisch. Es ist wieder einmal in seinem Leben eine jener Nächte, in denen große Entscheidungen fallen müssen. Doch von allen Entscheidungen, die je getroffen werden mußten, ist die heutige vielleicht am schwersten. Das Leben und der Kampf von mehr als dreißig Jahren haben Josef Pilsudski gehärtet. Aber sie haben ihn nicht hart genug gemacht, als daß er nicht von der Vorstellung einer bewaffneten Auseinandersetzung um die Macht einen tiefen Schauer empfände.

Alles, was Josef Pilsudski in seinem Leben getan hat, war für Polen. Vor Blut und Opfern ist er nie zurückgeschreckt. Auch damals nicht, zu Beginn des großen Krieges, auch damals nicht, als er sich klar war, daß jede Kugel, die von einem seiner Legionäre aus dem Lauf gejagt wurde, vielleicht einen polnischen Bruder treffen könne. Das alles mußte sein. Das alles war eine historische Notwendigkeit. Es war die logische Konsequenz der Unbedingtheit im Kampfe für die Freiheit Polens. Aber heute ist das alles doch ein wenig anders. Ein unabhängiger polnischer Staat ist geschaffen. Die Grenzen für ein großes und mächtiges Reich sind abgesteckt. Sie sind erkämpft worden mit Blut und Tränen. Und innerhalb dieser Grenzen hat das polnische Volk Bewegungsfreiheit. Innerhalb dieser Grenzen kann es sein Schicksal nach eigenem Willen gestalten. Josef Pilsudski, der Führer seines Volkes, hat diesem Volke die Chancen gegeben, sich sein Leben nach eigenem Willen und nach eigener freier Entscheidung einzurichten. Er hat das getan, obwohl es ihm oft ein leichtes gewesen wäre, sich zum Diktator zu machen. Aber Pilsudski hat vor sich selbst immer sehr scharf zwischen Führer und Diktator unterschieden.

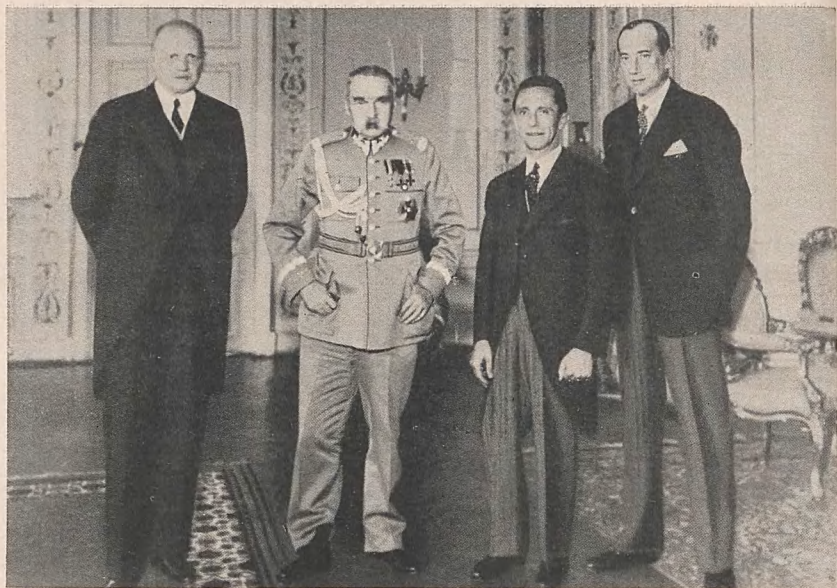
Soll er heute den entscheidenden Schritt tun? Soll er die Grenze überschreiten, die er sich selbst bisher gesetzt hatte?



Marſchall Piłsudski bei der Abreise nach Genf zum Völkerbund
(Einziges bekannt gewordenes Bild des Marſchalls in Zivil)



Der Marſchall im Kreiſe ſeiner Familie.



1934: Empfang des Reichsministers Dr. Goebbels im Schloß Belvedere in Warschau.
(Von links: Deutscher Gesandter v. Moltke, der Marschall, Dr. Goebbels, Polens Außenminister Beck)



Der Marschall legt sich eine Patience — eine Lieblingsbeschäftigung in seinen Mußestunden.

Diese Entscheidung ist die schwerste von allen.

Der Marschall steht auf und geht in seinem Zimmer auf und ab. Er wählt die Diagonale. Unbewußt. So, wie er es früher getan hat, als ihm zum Hin- und Hergehen nur eine Gefängniszelle von sechs Quadratmetern Bodenfläche zur Verfügung stand. Heute hört man seinen Schritt nicht wie damals auf den Steinfliesen der Gefängniszelle. Heute decken Teppiche den Boden. Aber es ist doch fast so wie damals.

Der Marschall läßt sich in einen Sessel fallen. Wie soll er sich entscheiden? Wieder Kampf? Wieder Blut? Wieder Tränen? Ist das nicht alles zu viel für einen Menschen?

Draußen vor der Mauer des Parks entsteht ein plötzlicher Lärm. Stimmen werden laut. Durch die Stille der Nacht klappert das Geräusch herangaloppierender Pferdehufe.

Der Marschall wird aufmerksam. Er weiß nicht, was draußen sich abspielt. Er weiß nicht, daß in dieser Nacht ein paar Hundert verhegte rechtsradikale Studenten aus Warschau den Marsch nach Sulejów angetreten haben, um gegen ihn zu demonstrieren. Er weiß nicht, daß die Nachricht von einer Bedrohung seiner Person auf den Truppenübungsplatz Rembertów gelangt ist, wo zur Zeit das 7. Ulanenregiment zu Übungen versammelt ist. Er weiß nicht, daß die Offiziere und Mannschaften dieses Regiments sofort aufgebrochen sind, um mit der Waffe in der Faust den Marschall zu schützen.

Der Lärm draußen nimmt zu. Die Nacht wird von dem scharf peitschenden Knall von Schüssen zerrissen. Das alles ist beinahe spukhaft. Es sind nur wenige Minuten eines wirren Durcheinanders, bis wieder Ruhe eintritt. Der Marschall empfindet das alles nicht ganz bewußt. Es ist so, als ob seine eigenen Gedanken plötzlich von außen her eine tönende Untermalung erfahren hätten.

Die Geräuschkulisse des Lärms von draußen versinkt wieder. Doch die Ruhe dauert nicht lange. In das Arbeitszimmer des Marschalls tritt der Kommandeur des 7. Ulanenregiments mit einer Anzahl seiner Offiziere. Staubbedeckt stehen die Soldaten vor dem Mar-

schall. Kurz und militärisch meldet der Kommandeur, daß er mit drei Schwadronen seines Regiments einen drohenden Angriff auf das Leben des Marschalls abgeschlagen habe, daß er sich zur Verfügung halte und weitere Befehle erbitte.

Pilsudski steht vor den Offizieren. Die Beine etwas gespreizt, den kantigen Schädel ein wenig nach vorn geschoben, die Fäuste in den Taschen der hellblauen Legionärslitewka vergraben, die er als einziger in der polnischen Armee zur Erinnerung an vergangene Zeiten trägt.

Er sieht die Offiziere an und er scheint weit über sie hinwegzusehen. Die herabhängenden Spitzen des buschigen grauen Schnurrbartes zittern ganz leise. In dieser Sekunde kämpft er mit sich selber den letzten entscheidenden Kampf.

Wenn er jetzt den Kampf nicht aufnehmen will, muß er diesen Männern, die erwartungsvoll und gläubig vor ihm stehen, sagen, daß er ihnen dankt und daß sie zurückreiten sollen nach Rembertow, zurück zu ihrem täglichen Dienst.

Aber darf er das? Darf er in diesem Augenblick verzichten? Kann er es mit seiner Pflicht gegenüber dem Volk und der Armee vereinbaren, zu sagen, daß er, ein Mann von fast sechzig, nicht mehr kämpfen will? Daß er dieses letzte, furchtbarste, den Kampf zwischen Polen und Polen haßt und verabscheut? Werden sie ihn verstehen?

Zum erstenmal in seinem Leben ist dem Marschall bange. Bange davor, nicht verstanden zu werden.

Aber nicht diese Überlegung bringt die Entscheidung. Es ist etwas anderes. Der Marschall sieht wie durch einen Schleier die Gesichter der vor ihm stehenden Offiziere, und in allen diesen Gesichtern steht so viel gläubiges Vertrauen, daß es dem alten harten Manne unmöglich ist, dieses Vertrauen zu enttäuschen. Diese Offiziere sind in jener entscheidenden Nacht für Josef Pilsudski die Abgesandten seines ganzen Volkes. Sie sprechen nicht. Sie fordern nicht. Aber sie glauben. Josef Pilsudski weiß, und mehr noch: er hat immer gefühlt, was Glauben bedeutet.

Mit einem kurzen Ruck hebt er den Kopf:

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Sie wünschen, meine Befehle zu hören. Gut. Ich, der erste Marschall Polens, werde an Ihrer Spitze nach Warschau reiten und der Regierung meine Forderungen vorlegen. Ich vertraue auf Sie.“

Die Schüsse von Sulejowek sind in Warschau gehört und verstanden worden. Blikartig ist es in diesem Augenblick der Regierung klar, daß es jetzt hart auf hart geht. Die Demonstration der Studenten war eine Sache, die man noch nicht unter allen Umständen ernst zu nehmen brauchte. Der Ritt der siebenten Ulanen nach Sulejowek ist ein politisches Faktum. Jetzt geht es um die Autorität der Regierung. Wenn der alte Mann dort draußen vor den Toren an der Spitze von ein paar Regimentern nach Warschau kommen sollte, dann weiß man nicht mehr, wie das Spiel ausgeht.

In Siedlce liegt das 22. Infanterieregiment. Noch in der Nacht wird das Regiment alarmiert und erhält den Befehl, nach Sulejowek abzumarschieren, um unter allen Umständen staatsgefährliche Maßnahmen des Marschalls zu verhindern. Der Kommandeur erhält den Befehl und läßt die Alarmierung durchführen. Eine Stunde später marschiert das Regiment. Es marschiert ohne seinen Oberst. Ein paar jüngere Offiziere haben ihren Kommandeur gefangengefesselt. Man freut sich der scharfen Patronen, die ausgegeben worden sind. Sie werden dienen, um die Befehle des Marschalls auszuführen.

Zwischen Sulejowek und den Vorstädten von Warschau treffen sich die beiden Marschkolonnen. Jubelnd begrüßen die Infanteristen den Marschall und schließen sich den Ulanen an.

Die Regierung tagt in Permanenz. In den ersten Morgenstunden des 13. Mai weiß man im Palais Radziwill, dem Hauptquartier des Ministerpräsidenten Witos, daß nicht nur die siebenten Ulanen und das 22. Infanterieregiment, sondern noch zwei weitere Regimenter dem Marschall auf dem Wege nach Warschau folgen. Aber der Bauernführer Witos ist nicht der Mann, kampfflos die Waffen zu strecken. Er läßt die Warschauer Garnison alarmieren und die

Weichselbrücken in Verteidigungszustand setzen. Maschinengewehre und Geschütze werden in Stellung gebracht. Drahtverhaue werden angelegt. Warschau steht im Zeichen des Bürgerkrieges.

Die Bevölkerung muß über die Vorgänge informiert werden. Das geschieht in einem Kommuniqué der Regierung, das folgenden Wortlaut hat:

„Vier dem Marschall Pilsudski ergebene in Kielce und Siedlce garnisonierende Regimenter haben sich in Stärke von 2000 bis 2500 Mann gegen die Regierung empört und marschieren auf Warschau zu. Sie stehen gegenwärtig im Lager von Nembertow unweit der Vorstadt Praga. Die Brücken zwischen Praga und Warschau sind gesperrt und durch regierungstreue Soldaten, Panzerwagen, Artillerie und Maschinengewehre besetzt. Das Ministerpräsidium ist durch eine Militärabteilung geschützt. Zwischen dem Staatspräsidenten und dem Marschall Pilsudski sind dem Vernehmen nach Verhandlungen im Gange, die einen Bürgerkrieg vermeiden sollen. Die Lage ist außerordentlich ernst, kann aber zur Zeit noch nicht vollkommen überblickt werden.“

Dieser mangelnde Überblick besteht vor allem in der Unsicherheit über die Haltung großer Teile der Armee. Die Regierung und die ihr ergebenen Generäle hoffen, so viele Truppen mobilmachen zu können, daß es möglicherweise zu einem Angriff Pilsudskis auf Warschau nicht kommt, wenn der Marschall die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens einsieht. Telephon und Telegraph haben bereits die ganze Nacht gespielt, um die Alarmbefehle in die Provinz hinauszujagen.

Noch sind die Gewehre nicht losgegangen. Noch besteht vielleicht eine, wenn auch nur geringe Möglichkeit, Blutvergießen zu verhindern. Witos weiß, daß er für seine Person mit dem Marschall nicht verhandeln kann. Aber da ist ein anderer, einer der ältesten und treuesten Mitarbeiter Pilsudskis aus der Zeit des revolutionären sozialistischen Kampfes. Da ist der Staatspräsident Wojciechowski. Vor vielen Jahren, als Josef Pilsudski der erste Chefredakteur des

illegalen „Robotnik“ war, hat Wojciechowski zu den wenigen gehört, die in der ganzen nervenzerrüttenden, jahrelangen Kampfzeit Seite an Seite mit Josef Pilsudski gestanden und gearbeitet haben. Wenn es irgendeinen Menschen gibt, der in diesem Augenblick ein fürchterliches Blutvergießen, einen erbitterten Bruderkampf zwischen polnischen Soldaten vermeiden kann, dann ist es der Staatspräsident Wojciechowski.

Der Präsident fühlt die Verantwortung dieser Stunden wie eine schwere körperlich drückende Last. Aber er, ebenso wie der alte Freund und Mitkämpfer Pilsudski ist der Verantwortung in seinem Kampfleben noch niemals ausgewichen. Deshalb besteigt er das Auto und fährt herunter zur Poniatowski-Brücke, die sich in weitem, majestätischem Bogen über den Weichselstrom spannt.

Kurz vor der Brücke hält der Wagen. Der Präsident steigt aus. Schweigend und bedrückt räumen die Soldaten ein paar spanische Reiter beiseite, um dem Staatspräsidenten Durchlaß zu gewähren.

Man hat an den Marschall, der in diesem Augenblick in Praga steht, die Mitteilung gelangen lassen, daß der Staatspräsident ihn zu sprechen wünsche.

Mit langsamen, schweren Schritten geht Staatspräsident Wojciechowski allein auf die Brücke hinaus. Fast zur selben Sekunde löst sich vom anderen Ufer die Gestalt des Marschalls. Über der blauen Legionärslitewka trägt er den grauen Militärmantel. Der Nachtmarsch war kalt. Und auch in diesem Augenblick, in dem Sonnenstrahlen in erster Frühlingswärme die Wolkendecke durchbrechen, friert der Marschall.

Die beiden Männer stehen sich gegenüber. Seit Jahrzehnten kennen sie sich. Seit Jahrzehnten haben sie immer wieder Gelegenheit gehabt, einander zu achten. Und in all diesen Jahrzehnten haben sie in einer gemeinsamen Front gestanden. Heute zum ersten Male stehen sie sich als Gegner gegenüber.

Wojciechowski weiß, daß er sprechen muß. Aber was soll er sagen? Gibt es überhaupt Worte, die das ausdrücken könnten, was er in

diesem Augenblick empfindet? Aber hier steht er nicht nur als der alte Kampfgenosse des Marschalls. Er steht hier als der gewählte und verantwortliche Repräsentant des polnischen Staates, der vor der Geschichte die Verantwortung zu tragen haben wird, wenn es jetzt zum letzten kommt. Er denkt an die stille bedrückte Pflichterfüllung der Offiziere und Soldaten, die dem Rufe der Regierung zur Verteidigung der Hauptstadt gegen einen rebellischen Marschall gefolgt sind. Auch ihnen gegenüber fühlt er sich verantwortlich.

Die innere Erregung läßt seine Stimme heiser werden. Er tritt ganz nahe an Josef Pilsudski heran. Er berührt ihn fast, als er die Worte zu ihm spricht:

„Herr Marschall, ich fordere von Ihnen die sofortige Niederlegung der Waffen!“

Es ist etwas Merkwürdiges, was in diesem entscheidungsschweren Augenblick in Josef Pilsudski vorgeht. Er sieht die mühsam zurückgehaltene Erregung des alten Kampfgenossen. Er empfindet ganz deutlich, daß ernstestes Verantwortungsgefühl diesen Mann hierher getrieben hat. Und im gleichen Moment fühlt er irgendwo ganz tief im Innern etwas wie aufzuckende Freude darüber, daß dieser und kein anderer heute ihm hier so gegenübersteht. Josef Pilsudski kennt viele, die zweifellos vor der Drohung des ersten Marschalls Polens zurückgewichen wären. Aber so sind sie, die Männer, mit denen er vor einem Menschenalter zusammen den Kampf gegen das russische Weltreich auf scheinbar verlorenem Posten geführt hat. Die stehen auf ihrem Posten. Die geben nicht nach. Die machen keine Kompromisse. Ja, wenn sie alle so wären.

Aber zurück kann er nicht mehr. Wenn es nur darum wäre, mit dem alten Freunde Wojciechowski zu einem Ausgleich zu kommen, das würde schnell gehen. Man würde einander die Hand geben und man würde wissen, daß eigentlich alles so ist, wie es früher war. Aber da sind die anderen. Diese ganze Brut, die sich hinter der parlamentarischen und demokratischen Kulisse versteckt; die dort ihr schmutziges Korruptionsspiel treibt und ihre Intrigen spinnt. Sie müssen weg.

Deshalb steht er hier. Das verlangt die Aufgabe, die er zu lösen unternommen hat. Das verlangt seine historische Sendung.

Wenn er hier und in diesem Augenblick nachgibt, dann glauben die anderen, die ihm hier den alten Kampfgenossen geschickt haben, daß sie gewonnenes Spiel hätten.

Und deshalb tritt Josef Pilsudski einen Schritt zurück. Für den Bruchteil von Sekunden schließt er die Augen, um sich noch einmal zu sammeln. Aber dann kommt kurz und hart die Antwort:

„Ich denke nicht daran!“

Staatspräsident Wojciechowski sieht die Bewegung im Gesicht des Marschalls. Er fühlt bereits jetzt, daß es eigentlich sinnlos ist, weiterzusprechen. Er fühlt das beinahe ohne Bitterkeit. Denn auch in ihm blüht es auf: dieser Josef Pilsudski kann ja gar nicht anders sprechen. Wenn dieser Mann hier steht, dann gibt es für ihn kein Zurück mehr. Mit diesem Willen hat er sein Leben lang gekämpft. Mit dieser Energie ist er bis dahin gekommen, wo er heute steht. Diese Energie hat Polen seine Freiheit gegeben. Diese Energie hat das Land und das Volk aus den verzweifeltsten Situationen gerettet.

Doch diese Reflexionen einer halben Sekunde nehmen ja nicht die fürchterliche Verantwortung für das kommende Blutvergießen von den Schultern des Staatspräsidenten. Diese Verantwortung ist es, die Wojciechowski noch einmal dazu zwingt, zu sprechen. Der Staatspräsident sieht das harte, verschlossene Gesicht des alten Freundes. Aber er sieht mehr. Er sieht die Toten. Er sieht die Verstümmelten, die auf der Walstatt dieses Kampfes bleiben müssen. Sieht auch Josef Pilsudski sie? Und deshalb kommt leise und beschwörend aus dem Munde des Staatspräsidenten die Frage:

„Herr Marschall, sind Ihnen die Konsequenzen bekannt, die Ihre Ablehnung nach sich zieht?“

Josef Pilsudski hat immer und in jeder Situation seines Lebens die Konsequenzen seines Handelns gezogen. Er hat vielleicht sogar noch mehr getan. Er hat die Konsequenzen getragen. Das weiß Wojciechowski, und deshalb ist er nicht mehr erstaunt; er ist nicht einmal

erschrocken, als kurz und knapp von den Lippen des Marschalls die Antwort kommt:

„Ja.“

Nun gibt es keine Verhandlungen mehr. Die Wege der beiden alten Kämpfer für Polens Freiheit trennen sich. Was getan werden mußte, ist getan worden. Jetzt müssen die Waffen entscheiden. Wojciechowski zieht mit der Linken den Hut. Er kann von dem alten Kampfgenossen nicht ganz ohne Abschied fortgehen. Er streckt dem Marschall die Hand entgegen:

„Also trennen wir uns.“

Es ist so, als ob diese Worte nur für eine Trennung von wenigen Stunden gesprochen würden. Und doch sind sie der Abschluß eines ganzen Menschenalters gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Kampfes.

Der Marschall nimmt die dargebotene Hand. Dann legt er grüßend zwei Finger der Rechten an die Mütze. Dann macht er kehrt und geht zurück zu seinen Offizieren und Soldaten.

Die historische Unterredung auf der Poniatowski-Brücke ist beendet. Nun haben die Geschütze das Wort.

*

Noch am selben Tage beginnt der Angriff der Truppen Pilsudskis. Die Regierungsformationen, die in aller Eile zur Verteidigung der Übergänge über die Weichsel herangezogen worden sind, können dem Elan der stürmenden Regimenter des Marschalls nicht lange Widerstand leisten. Im Laufe des Nachmittags gelingt es den Truppen Pilsudskis, bis nach Warschau hinein vorzustoßen. Aber schon hier zeigt es sich, daß der Widerstand nicht ganz ohne Schwierigkeiten gebrochen werden kann. Um einzelne der öffentlichen Gebäude wird noch bis in die Abendstunden des 13. hinein zäh und erbittert gekämpft. Gegen Mitternacht erhält der Marschall die Meldung, daß das Palais Radziwill, das Gebäude des Ministerratspräsidiums

umstellt ist. Ohne zu zögern befiehlt der Marschall den Angriff. Hat er erst einmal die Regierung in der Hand, so ist das schwerste getan und es besteht durchaus die Möglichkeit, dann dem Blutvergießen schnell ein Ende zu bereiten.

Auch an diesem ersten Tage hat es Tote und Verwundete gegeben, aber bisher ist gottlob die Zahl der Opfer noch ziemlich gering.

Fast ohne Widerstand, ja fast ohne daß ein Schuß fällt, wird das Ministerratspräsidium besetzt. Doch der erhoffte Erfolg bleibt aus. Schon im Laufe des Nachmittags hat die Regierung Witos das Gebäude verlassen und sich in das Belvedereſchloß am Rande der Stadt Warschau zurückgezogen. In dasselbe Belvedereſchloß, in dem der Marschall jahrelang gewohnt hat, in dessen Räumen er in der entscheidungsschweren Nacht vom 5. auf den 6. August 1920 sich zu dem Entschlusse der großen Schlacht von Warschau durchgerungen hat.

Der Marschall betritt des verlassene, leere Palais. Die Offiziere, die das große schöne Gebäude durchsucht haben, haben nur ein paar verängstigte Hausbeamte gefunden. In den leeren Korridoren hallt merkwürdig dumpf der Schritt des Marschalls. Starr und ungerührt blicken von den Wänden herab die alten Porträts polnischer Könige und Großer.

Durch das Erdgeschoß hindurch geht der Marschall bis hinaus auf die große Terrasse, die sich an der Gartenseite des Palais entlangzieht. Von dort aus blickt man über den sanft abfallenden Park hinweg auf den Weichselstrom, der stumm und ruhig seine Bahn zieht.

Der Marschall ist allein. Von den Offizieren seiner unmittelbaren Umgebung ist ihm niemand gefolgt. Matt blinkt durch das Dunkel der Nacht das Feuer der Zigarette, die Josef Piłsudski in der Hand hält. Er überlegt. Wieder einmal kämpft er mit sich. Also muß der Kampf weitergehen. Also ist immer noch nicht genug Blut geflossen. Also reichen die Opfer noch nicht aus, um freie Bahn zu schaffen für ein neues, sauberes Polen, aus dem später einmal die polnische Großmacht auch mit innerer Berechtigung erstehen kann.

Schwer lehnt sich der Marschall auf die steinerne Ballustrade der Terrasse. Das Gebäude, das in seinem Rücken liegt, scheint sich mit all seiner Wucht auf ihn senken zu wollen. Dieses Gebäude ist durch Jahrzehnte der Sitz des russischen Generalgouverneurs gewesen. Von diesem Gebäude aus ist der Kampf gegen den Freiheitsdrang des polnischen Volkes mit brutaler Energie geführt worden. Dieses Gebäude hat oft genug in russischer Sprache den Befehl vernommen, auf polnische Patrioten zu schießen. Muß gerade von hier aus heute in polnischen Lauten der Befehl erteilt werden, auf Polen zu schießen?

Die ausgerauchte Zigarette fliegt zu Boden. Jrgendwo in der Ferne hallen ein paar Schüsse. Josef Pilsudski, der in seinem Leben so unendlich viele Kugeln hat pfeifen hören, Kugeln, die ihm galten, fährt bei dem Klang unwillkürlich zusammen. In dieser Nacht, in dieser Ruhe ist das alles so unendlich schwer. Weshalb legt das Schicksal gerade ihm die Pflicht zu solcher Härte auf?

Hinter dem sinnenden Marschall ertönen Schritte. Einer seiner Offiziere tritt heran und meldet, daß nach den bisherigen Meldungen die zur Zeit der Regierung Witos zur Verfügung stehenden Truppen mit Ausnahme einer Abteilung, die die Zitadelle besetzt hält, sich in Richtung auf die Alleja Ujazdowska und das Belvedereeschloß zurückgezogen haben. Gefangene Offiziere der Regierungstruppen haben ausgesagt, daß der Kriegsminister der Regierung Witos hoffe, bis morgen früh eine ganze Anzahl von zuverlässigen Regimentern herangezogen zu haben. Dann solle der Gegenangriff einsetzen.

Der Marschall nickt. Er versteht die unausgesprochene Aufforderung, die in dieser Meldung liegt. Das heißt also, daß man noch in dieser Nacht den Angriff fortsetzen müßte, um den am Abend errungenen Erfolg zu vervollständigen und zu sichern.

Ehrfurchtsvoll steht der Offizier vor dem Marschall. Jetzt wird der Angriffsbefehl kommen, so denkt er. Aber Josef Pilsudski nickt nur noch einmal dem erstaunten Offizier kurz zu und geht mit großen

Schritten an ihm vorbei zurück ins Gebäude. Er wird nicht angreifen. Er wird verhandeln.

Eine knappe halbe Stunde darauf knattert das Motorrad eines Parlamentärs durch die nachtdunklen Straßen Warschaus. Sein Weg führt hinaus zum Belvedereſchloß.

Das überraschende Verhandlungsangebot trifft im Belvedereſchloß den Ministerrat ziemlich vollzählig an. Geschlafen hat in dieser Nacht ohnehin keiner der verantwortlichen Männer. Eine formlose Kabinettsſitzung unter dem Präſidium des Staatspräſidenten Wojciechowski beginnt. Erregt prallen die Meinungen aufeinander. Piłsudski hat angeboten, daß er ſich widerspruchslos den Anordnungen des Staatspräſidenten fügen werde, wenn ſofort das Kabinett Witos zurücktritt. Ein Teil der Miniſter würde nicht ungern auf das Angebot des Marſchalls eingehen. Wenn die Regierung zurücktritt, dafür aber der Staatspräſident freie Hand für kommende Entſcheidungen erhält, kann die Gefahr einer Militärdiktatur Piłsudskis vielleicht noch einmal vermieden werden. Es beſteht dann die Möglichkeit, eine neutrale Übergangsregierung zu ſchaffen, die vielleicht ſogar die Sammlung der Kräfte für eine neue Rechtsregierung ermöglichen würde.

Das Ganze iſt der letzte Verſuch eines Spiels mit den alten verbrauchten Praktiken parlamentariſcher Schiebereien.

Die anweſenden Generale, inſbeſondere der General Rożwadowski lehnen dieſe Gedankengänge energiſch ab. Rożwadowski glaubt, rein militäriſch betrachtet, daß es möglich ſein werde, im Laufe des kommenden Tages mit Piłsudski fertig zu werden. In ein paar Stunden ſchon müſſen genügend Regimente heran ſein, um die verhältnismäßig ſchwachen Kräfte des Marſchalls wieder aus Warschau herauszudrängen. Nimmt man dagegen die Bedingungen Piłsudskis an, ſo ſetzt man ſich der Gefahr aus, daß der Marſchall bei jeder Regierung, die ihm politiſch nicht paßt, eine ähnliche Aktion unternimmt. Der Kampf, der jetzt begonnen hat, kann nicht mehr durch ein Kompromiß beigelegt werden. Das weiß der General Rożwadowski, der lange

genug in der unmittelbaren Umgebung des Marschalls tätig gewesen ist.

Das weiß nicht nur General Rozwadowski. Das weiß und empfindet der Staatspräsident Wojciechowski weit stärker. Fast stumm hat er bisher den Auseinandersetzungen der Minister und Generale zugehört. Er ist unberührt geblieben von der Erregung, die im Beratungszimmer zittert. Diese Männer hier reden und verhandeln, als ob es sich um die Balancierung eines Etats-Voranschlages handele. Keiner von ihnen hat so dem Marschall gegenübergestanden wie am vergangenen Tage der Staatspräsident Wojciechowski.

Der Staatspräsident sieht durch den Rauch der Zigaretten den runden roten Stierschädel des Ministerpräsidenten Witos. Unwillkürlich taucht vor seinem Auge immer wieder die Szene auf der Poniatowski-Brücke auf. Weshalb ist es denn nicht möglich, ohne Blutvergießen diesem stiernackigen Bauern die Regierung aus den Händen zu nehmen und sie dem zu geben, der schon so unendlich viel für den polnischen Staat und das polnische Volk geleistet hat? Aber hier geht es vielleicht doch noch um etwas anderes. Hier geht es um die Verantwortung für eine beschworene Verfassung, die mit Waffengewalt geändert werden soll. Kann er als Staatspräsident seine Hand dazu bieten, daß das geschieht?

So gibt endlich die Stimme Wojciechowskis den Ausschlag für die Entscheidung. Und diese Entscheidung heißt: Ablehnung jeglicher Verhandlungen, so lange der Marschall mit bewaffneter Macht die verfassungsmäßige Regierungsgewalt bedroht.

Noch im Laufe der Nacht werden alle militärischen Vorbereitungen für die Verstärkung des Widerstandes und für einen eventuellen Gegenangriff getroffen.

Ohne eine Bewegung empfängt Marschall Pilsudski den ablehnenden Bescheid der Regierung. Gut, also muß gekämpft werden. Für diesen Kampf, der blutiger und härter sein wird, als der des vorhergegangenen Tages, trifft den Marschall die Verantwortung nicht mehr. Nicht als ob Josef Pilsudski diese Verantwortung scheuen

würde; er hat sie in all ihrer furchtbaren Schwere empfunden. Er hat mit ihr gerungen, und er ist so weit gegangen, wie er im Interesse des Ganzen gehen zu können glaubte.

Jetzt geht es nicht mehr um ihn oder um die Macht. Jetzt geht es um das Schicksal des Volkes, um das Schicksal des Staates, und wenn das auf dem Spiele steht, müssen alle anderen Erwägungen zurücktreten.

Auch vom Palais Radziwiłł aus ergehen die notwendigen militärischen Anordnungen für den nächsten Morgen. Pilsudski glaubt zu wissen, daß General Rozwadowski seine militärischen Kräfte stark überschätzt. Bisher sind fast alle Regimenter, die von der Regierung nach Warschau beordert wurden, mit fliegenden Fahnen zu ihrem alten Marschall übergegangen. Das wird auch in dieser Nacht und am kommenden Tage nicht wesentlich anders sein. Gefährlich könnte es höchstens in Posen aussehen. Aber dort kommandiert ja der beste und treueste aller alten Mitkämpfer des Marschalls, der General Sosnkowski. Josef Pilsudski weiß in dieser Nacht nicht, daß sein alter Freund Sosnkowski aus Verzweiflung darüber, daß ein großer Teil seiner Regimenter dem Marschbefehl der Regierung gefolgt sind, einen Selbstmordversuch unternommen hat. Aber Pilsudski weiß, daß von Wilna her ein anderer seiner Getreuen, der General Rydz-Śmigły sich mit einer starken Truppenmacht Warschau nähert, um ihn zu unterstützen. Der Widerstand, den nach Pilsudskis Berechnungen die Regierung noch zu leisten imstande ist, wird schnell gebrochen sein.

Am Morgen setzt programmäßig der Gegenstoß des Generals Rozwadowski ein. Die Nacht hat ihm tatsächlich nicht unbeträchtliche Verstärkungen gebracht, und die Angriffe der Regierungstruppen bringen teilweise beträchtlichen Geländegewinn. In der Hauptgeschäftstraße Warschaus wird verbissen von Häuserblock zu Häuserblock gekämpft. Aus aufgerissenem Straßenpflaster werden Hindernisse und provisorische Schützengräben angelegt. Die Maschinengewehre bellen heiser. Das Gefecht wird von beiden Seiten mit

wütender Energie geführt. Die Regimenter des Marschalls kämpfen mit zusammengebißenen Zähnen. Doch der Druck der im Augenblick stark überlegenen Regierungstruppen wird von Stunde zu Stunde stärker. Im Gefecht geht Straßenzug auf Straßenzug verloren.

Droben in der Zitadelle sitzen noch immer ein paar Kompanien der Regierungstruppen. Sie sind vom Zusammenhange mit den übrigen Formationen des Generals Kozwadowski abgeschnitten. Sie vermögen nicht zu übersehen, wie das Gefecht sich entwickelt. Sie hören den Lärm und das Schießen und sie sind der irrigen Meinung, daß die Truppen des Marschalls sich wie am Tage vorher im Vordringen befinden. Infolgedessen glauben sie, daß weiterer Widerstand zwecklos sei und hissen die weiße Fahne.

Dadurch werden beträchtliche Kräfte für die Pilsudski-Truppen, die bisher zur Zernierung der Zitadelle verwendet werden mußten, frei. Die Entlastung reicht hin, um das schon halb verlorene Gefecht zum Stehen zu bringen.

An verschiedenen Stellen der Stadt hat dieser Stillstand der Kampfhandlung eine grauig-groteske Folge. Es kommt zu einer Art von Stellungskrieg. Auf fünfzig oder hundert Meter Entfernung liegen sich die Truppen des Marschalls und die Formationen Kozwadowskis in den Straßen gegenüber. Behelfsmäßige Verschanzungen und Schützengräben geben Deckung. Die Dämmerung senkt sich über dieses bizarre Bild. Langsam verstummt der Gefechtslärm und die verängstigten Bürger in den Häusern der Straßen, in denen der Kampf getobt hat, beginnen, vorsichtig durch die zerschossenen Fensterscheiben Ausschau zu halten nach dem Stand der Dinge.

Zuerst ist es nur der eine oder der andere, der es wagt, vor die Haustür zu treten. Bald sind es mehr. Die verwunderten Augen sehen das merkwürdige Bild von Soldaten, die hinter Steinhausen und schnell aufgeworfenen Erdwällen in Deckung liegen. Die Neugier wird wach. Männer und Frauen drängen sich zu den abgekämpften Soldaten auf beiden Seiten heran.

Tiefer wird die Dämmerung. Sie verwischt die Konturen der

Körper. Die Soldaten hinter ihren Deckungen können nur noch erkennen, daß dort drüben, da wo der Gegner sich verschanzt hat, Bewegung entsteht. Und so kann das Grausige geschehen.

Plötzlich bellt ein Maschinengewehr. Das Mündungsfeuer zuckt durch die halbe Dunkelheit. Ein rasendes Schießen an vielen Stellen setzt gleichzeitig ein. Es ist, als ob ganz unvermittelt ein Bluthauch der Hölle die gepeinigten Straßen dieser Stadt streift. Und mitten in dem irrsinnigen Feuer stehen die unbeteiligten Bürger. Aufschreiend werfen sie sich nieder. Sinnlos vor Angst versuchen sie, in die Häuser zu flüchten. Das rasierende Feuer der Maschinengewehre packt sie. Alles ist wie ein Spuk. All das dauert nur wenige Minuten. Aber in diesen wenigen Minuten sind Hunderte von Bürgern, Hunderte von unbeteiligten Männern und Frauen polnischen Blutes einem grausigen Irrtum erregter Nerven zum Opfer gefallen.

Wieder senkt eine Nacht ihr ausruhendendes Dunkel über das blutige Bild. Noch immer ist die Entscheidung nicht gefallen. Im Laufe der Nacht gelangen zahlreiche Regimenter, die von der Regierung alarmiert worden sind, aus den verschiedensten Teilen des Landes in Warschau an. Doch der größte Teil von ihnen geht, ohne viel zu fragen, zu Josef Pilsudski über. Die Rechnung des Generals Rozwadowski, die noch am Tage vorher beinahe aufgegangen wäre, erweist sich nun als völlig falsch. Am Morgen des nächsten Tages ist das Kräfteverhältnis so, daß eigentlich jeder Widerstand der Regierungstruppen aussichtslos erscheinen muß.

Doch selbst die letzten Kämpfe sind nicht leicht. Aus dem Zentrum der Stadt zieht sich das Gefecht Schritt für Schritt in Richtung auf das Belvedereeschloß. Warschaus vornehmste Villenstraße, die Alleja Ujazdowska wird zum Kampflaz. Wie in maßloser Verwunderung starren die weißen Fassaden der Gesandtschaften und übrigen Gebäude der Alleja Ujazdowska auf das tobende, verwirrende Bild, das sich zu ihren Füßen abspielt. Die herabgelassenen und geschlossenen Fensterläden sehen aus wie Augen, die sich in Empörung geschlossen haben.

Auch hier wird stundenlang zäh gekämpft. Die Maschinengewehr-
garben fegen den Puz von den vornehmen Fassaden. Aber das Ge-
fecht ist für die Regierung nicht mehr zu halten. Nach beinahe zwölf-
stündigem harten Ringen liegt vor den Truppen des Marschalls das
Belvedereſchloß. Der flache, hellgelbe Bau wird noch von ein paar
Kompanien regierungstreuer Truppen verteidigt. Staatspräsident
Bojciechowski und Ministerpräsident Witos können im letzten Augen-
blick nach dem einige Kilometer von Warschau entfernten Schloß
Wilanow fliehen. Als die Truppen des Marschalls in das Schloß
eindringen, können sie die Generäle Rozwadowski und Zagurski ge-
fangennehmen.

Der Marschall beherrscht damit die Hauptstadt. Aber draußen
in der Provinz, ganz besonders aber im ganzen Posen sind seine Geg-
ner noch durchaus Herren der Lage. Sie geben den Kampf auch nach
dem Verlust Warschaus noch nicht verloren. Sie haben jetzt gemerkt,
daß es in diesem Kampf keine Halbheiten, keine Kompromisse mehr
geben kann. Sie sind entschlossen, das äußerste zu wagen und mit
neuen starken Kräften einen Angriff auf Warschau durchzuführen.

Doch dieser zweite, furchtbar drohende Bürgerkrieg wird vermie-
den. Die Arbeiterschaft, die sich in den ersten Tagen stark zurück-
gehalten hat, wird jetzt aktiv. Für sie sieht sich die Lage folgender-
maßen an: Auf der einen Seite steht Josef Pilsudski mit großen Tei-
len der Armee. Josef Pilsudski hat in seinem Leben den Kampf für
die Freiheit Polens, aber auch den Kampf für die Freiheit der Unter-
drückten in Polen geführt. Seine Gegner sind alle die, die der sozialen
Reaktion dienen. Ist es da so schwer für die polnische Arbeiterschaft,
sich zu entscheiden? Mag Josef Pilsudski heute auch ein Marschall
sein; er kommt aus den Reihen der Arbeiterkämpfer, und wenn die
Reaktion ihr drohendes Haupt zu erheben beginnt, dann weiß die
Arbeiterschaft Polens, daß sie bei ihrem alten Mitkämpfer zu stehen
hat.

Der Generalstreik wird proklamiert. Die Mitglieder der polni-
schen Eisenbahngewerkschaft reißen eigenhändig die Schienen auf,

um den Transport der Pilsudski-feindlichen Truppen nach Warschau zu verhindern. Hinter dem Staatsstreich des Marschalls steht plötzlich und mit erschütternder Einheitlichkeit das arbeitende Polen. Und dieses plötzliche, unvermittelte, dieses harte und entschlußfreundige Aufstehen des polnischen Volkes bringt die endgültige Entscheidung. Auch im bewaffneten Kampfe hätte wahrscheinlich Marschall Pilsudski auf die Dauer den Sieg zu erringen vermocht. Aber dieser Sieg hätte mit neuen, entsetzlichen Opfern bezahlt werden müssen. Der Einsatz der polnischen Arbeiterschaft verhindert dieses neue Blutvergießen. Zähneknirschend sehen die Posener Reaktionäre, daß ihr Spiel endgültig verloren ist.

Marschall Pilsudski ist damit von neuem der Herr, der Führer des polnischen Volkes.

Allgemein nimmt man an, daß der Marschall seine Diktatur proklamieren werde. Er tut es nicht. Dem bekannten französischen Journalisten Jules Sauerwein gegenüber erklärt Marschall Pilsudski u. a. folgendes:

„Muß man denn unbedingt ein Diktator sein? Gewiß, ich bin ein harter Mensch. Und ich schätze es, meine Entscheidungen allein zu treffen. Aber wenn ich die Geschichte meines Vaterlandes betrachte, dann glaube ich wirklich nicht, daß man dieses Land auf die Dauer mit einem Knüttel regieren sollte. Ich liebe die Knüttel nicht. Die jetzige Generation ist sicherlich nicht vollkommen. Aber sie hat das Recht auf gewisse Rücksichtnahme. Die nächste Generation wird schon besser sein. Ich bin nicht für eine Diktatur in Polen. Was jedoch unbedingt eine Änderung erfahren muß, ist die Stellung des Staatspräsidenten. Er muß in die Lage versetzt werden, schnell und eindeutig die Entscheidung über wichtige nationale Fragen treffen zu können. Die parlamentarischen Ziehereien verhindern immer wieder die notwendigen Reformen.“

Um alle Wege für die geplanten Reformen offen zu lassen, läßt Pilsudski ganz verfassungsmäßig Ende Mai einen neuen Staatspräsidenten wählen, nachdem Wojciechowski seinen Posten aufgegeben hat.

Am Abend vor der Wahl, die am 31. Mai stattfinden soll, hält Pilsudski vor den Führern der politischen Parteien eine Ansprache, in der er erklärt:

„Die Verhältnisse in Polen haben sich derart entwickelt, daß ich es zu einer Nationalversammlung gar nicht hätte kommen zu lassen brauchen. Ich werde auf die Wahl keinen Druck ausüben. Aber ich warne Sejm und Senat: wählt keinen Parteimann. Sonst könnte ich Sejm und Senat, die im Lande bestgehaßten Einrichtungen, vor Strafe nicht schützen. Ich werde es zu verhindern wissen, daß in Polen irgendein Mann unter dem Terror von Schurken regiert. Denn ich habe den Gaunern, Halunken, Mördern und Dieben den Krieg erklärt. Sejm und Senat haben bisher ein Übermaß von Befugnissen gehabt. Sie sollen jetzt in den Hintergrund treten, um den Regierenden Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was sie können. Was mich betrifft, so macht mit meiner Kandidatur, was ihr wollt. Ihr könnt wählen, wen ihr wollt. Aber sucht euch einen würdigen Mann. Wenn der Präsident dann gewählt ist, muß er die Freiheit haben, eine Regierung zu ernennen und alle die Arbeiten durchzuführen, die dann später die Regierung vor dem Sejm verantworten soll. Der Gewählte muß die Ehre höher stellen als die Möglichkeit, einige Groschen zu verdienen. Ich werde mich nicht ändern. Ich werde die Diebe an die Wand drücken. Überdenken Sie sich das, meine Herren, und besprechen Sie es untereinander.“

Bei der Wahl am nächsten Tage erhält Josef Pilsudski 292 Stimmen, der Kandidat der Rechtsopposition Graf Bninski 193; 61 Abgeordnete enthalten sich der Stimmabgabe.

Josef Pilsudski nimmt die Wahl zum Staatspräsidenten nicht an. Er hat den Weg gewiesen. Er hat mehr als das getan: er hat den Weg freigemacht. Noch gilt die alte Verfassung. Es ist besser und wahrscheinlich im Sinne der Staatsidee Josef Pilsudskis wirksamer, wenn er selbst im Hintergrunde bleibt als der Garant für die Durchführung seiner Vorstellung von der Größe Polens. Die Ämter mögen andere übernehmen.

Nach Josef Pilsudskis Ablehnung wird am nächsten Tage der von dem Marschall selbst in Vorschlag gebrachte Professor Ignaz Moscicki zum Staatspräsidenten gewählt. In der neu gebildeten Regierung übernimmt der Marschall selbst nur den Posten des Kriegsministers.

Von diesem Tage an datiert das, was man in Polen und in der Welt draußen gemeinhin als das Pilsudski-Regime bezeichnet.

Das Pilsudski-Regime

Auch ohne daß Josef Pilsudski Staatspräsident oder Regierungschef ist, hält er jetzt wieder die gesamte Gewalt in Händen. Aus Männern seines Vertrauens setzt sich die Regierung zusammen. Männer seines Vertrauens übernehmen alle Schlüsselstellungen im Staat.

Wird er jetzt an seine sozialistische Tradition anknüpfen? Wird er jetzt Ernst machen mit den Ideen, die er dreißig Jahre früher mit solcher Energie vertreten hat?

Die Linke in Polen hofft das. Die Sozialisten bauen auf den Marschall als auf ihren Mann. Sie werden enttäuscht. Sie müssen enttäuscht werden. Die Sozialistische Partei und die nach links tendierenden Bauernparteien sind, was ihre Führung anbetrifft, von den Grundsätzen westlicher liberaler Demokratie angekränkt. Sie betrachten den Marschall als den Vollstrecker von linksher dirigierter parlamentarischer Forderungen und Wünsche.

Schon diese Einstellung reicht aus, um Josef Pilsudski abzuschrecken. Er hat nicht den reaktionären Flügel des Parlamentarismus zu Boden geschlagen, um nun dasselbe Spiel mit umgekehrten Vorzeichen von neuem beginnen zu lassen.

Wieder einmal ist Josef Pilsudski großen Teilen seines eigenen Volkes um so viel voraus, daß diese Teile der Nation ihn nicht mehr zu verstehen vermögen. Man hat auf die Verwirklichung sozialdemokratischer Dogmen gehofft, und als diese Hoffnung nicht in Erfüllung geht, ist man verbittert und enttäuscht. Man sieht in der Führung der polnischen Sozialisten nicht, daß viel, unendlich viel in diesem neuen polnischen Staate noch nicht zur Reife gelangt ist. Man glaubt, einen Idealzustand schaffen zu können, wenn man seinen Marx mit den Doktrinen westlicher Parlamentsdemokratie in einen Topf schüttet.

Josef Pilsudski, den ein langes Leben voll von Kampf und Leid gehärtet und gereift hat, glaubt nicht an die Möglichkeit, ein Volk durch Aufspaltung von Dogmen und Doktrinen glücklich machen zu

können. Er hat den Wert des Menschen, die Bedeutung des Menschen zu genau kennengelernt, um nicht zu wissen und zu fühlen, daß erst die Menschen gestaltet und erzogen werden müssen, ehe es einen Sinn hat, sich auf Formen festzulegen.

So baut der Marschall seinen Staat auf. Theorien sind ihm uninteressant. Worauf es ankommt, ist dieses: das polnische Volk muß zu innerer Sauberkeit, zu innerem Verantwortungsgefühl erzogen werden. Jeder einzelne muß sich als Glied der Gemeinschaft fühlen lernen, denn die Gemeinschaft, die Josef Pilsudski als das Ziel vor-schwebt, ist wirklicher Sozialismus. Nicht jener Sozialismus des unbedingten Klassenkampfes, sondern ein Sozialismus, der in jedem einzelnen seine Wurzel hat, ein Sozialismus, der von innen her ganz zwangsläufig die äußeren Lebensformen bestimmt und prägt.

Die geschäftigen Parteiführer auf der Linken verstehen das alles nicht. Sie hatten gehofft, daß nun nach der Niederlage der Rechten ihre Zeit gekommen sei. Die wenigen klugen und verständigen Männer, die es auch in diesem Lager gibt, können sich nicht durchsetzen. Sie können ihren Leuten nicht recht verständlich machen, um was es in Wahrheit gehen muß. Denn diese Wahrheit würde ein Sich-Bescheiden bedeuten, ein Zurücktretenlassen der Klasseninteressen hinter dem gemeinen Nutzen.

Auch Josef Pilsudski weiß, daß der Weg, der bis zum Ziele zurück-zulegen ist, weit sein muß. Er weiß, daß er wieder einmal viel miß-verstanden werden wird, und er weiß, daß es bei der Erziehungsarbeit, die zu leisten ist, nicht ohne Härten abgehen kann. Er liebt den Knüttel nicht, aber wenn es notwendig erscheint, muß er angewendet werden.

Das äußere Bild des Pilsudski-Regimes, dieses Regime, das nicht Demokratie und nicht Diktatur, nicht Sozialismus oder Kapitalismus ist, findet seinen stärksten Ausdruck in der Staatsidee. Diese polnische Staatsidee, die länger als ein Jahrhundert den Kampf Polens um seine Freiheit getragen hat, soll auch äußerlich sichtbar werden in einer Stärkung der Staatsmacht, wie sie vorher unbe-

kannt gewesen ist. So baut der Marschall in den ersten Jahren nach 1926 ganz systematisch die Staatsgewalt aus. Er tut das in den Formen und mit den Mitteln, die seiner starken und individuellen Persönlichkeit gemäß sind. Er läßt sich dabei von niemanden hineinreden, denn er weiß und fühlt, daß kaum jemand auch unter seinen engeren Mitarbeitern die starke Bindung an den inneren Sinn des ganzen historischen Geschehens hat, wie er selbst.

Das führt manches Mal zu sehr merkwürdigen Bildern.

Der Sejm betrachtet sich noch immer als Kontrollorgan für die Regierung. Er tut das sogar formal zu recht, denn die Verfassung, nach der die Regierung dem Parlament verantwortlich ist, hat ja noch keine Änderung erfahren. Im Sejm sitzt auch nach den Wahlen von 1928 nur eine Minderheit von Abgeordneten des Regierungsblocks. Wenn die Rechte und die Linke in der Opposition sich zusammenschließen, dann können sie der Regierung Schwierigkeiten machen; dann können sie Gesetze beschließen; dann können sie der Form nach den entscheidenden Einfluß in Polen ausüben.

Doch all das geht nur auf dem Papier. Sobald es um positive Fragen geht, kommt natürlich eine Einigung zwischen rechts und links nicht zustande. Jede praktische Arbeit ist unmöglich, und die Regierung hat in dieser Beziehung kaum ernsthafte Schwierigkeiten mit dem Sejm. Anders ist es, wenn es sich um die Negation handelt. Dann ist das Parlament groß. Mehrheiten, die ablehnen und kritisieren, sind leicht zustandezubringen. So kann man das alte Schattenspiel noch ein wenig weiter betreiben. Man kann sich einbilden, noch eine Bedeutung zu haben, die in Wirklichkeit längst nicht mehr vorhanden ist. Man macht in Parteipolitik. Man hält Fraktionsitzungen ab. Es ist ein Parlamentarismus des als ob . . .

Aber manchmal eben führt die Gemeinsamkeit der Negation zu absonderlichen Situationen. Da glaubt man festgestellt zu haben, daß die Regierung im Laufe eines halben Jahres sehr beträchtliche Etatsüberschreitungen vorgenommen hat. Das stimmt. Es handelt sich um Summen, die durchaus bemerkenswert sind. Eine halbe Mil-

liarde Zloty sind für Polen viel Geld. Die Regierung hat sie verbraucht, ohne sich um das Parlament zu kümmern und ohne das Parlament um seine Genehmigung zu bitten. Der Opposition scheint die Gelegenheit zu einer wirkungsvollen Demonstration recht günstig. Wenn es ums Geld geht, dann kann man vielleicht sogar auf Verständnis draußen im Lande rechnen. Bei den Etatsüberschreitungen kann man einhaken und der Regierung und dem System ernsthafte Schwierigkeiten machen.

Im Parlament finden große Debatten statt und schließlich wird der Beschluß gefaßt, Anklage gegen den bisherigen Finanzminister Czechowicz vor dem Staatsgerichtshof zu erheben.

Dem Marschall wird Bericht erstattet. Er selber betritt das Parlamentsgebäude niemals. Aus dieser ehemaligen Mädchenschule, die jetzt zum Sejm avanciert ist, ist noch niemals etwas Gutes gekommen. Aber in der letzten Zeit ist wenigstens die Regierungsarbeit von dieser Seite her nicht behindert worden. Das war immerhin ein Fortschritt. Die faden und öden Redereien müssen sich ja eines Tages ganz von selbst totlaufen.

Doch dieses hier ist etwas anderes. Dieses hier ist eine Demonstration gegen das Regime, und eine derartige Demonstration muß gebührend beantwortet werden. Wenn die Herren Parlamentarier nicht ohne den Knüppel auskommen können, so hilft es nichts, dann muß eben der Knüppel heran.

Im Palais Krasinski, dessen großer Festsaal von Andreas Schlüter ausgebaut worden ist, tagt der polnische Staatsgerichtshof. Das Parlament hat aus den Reihen seiner Abgeordneten die drei parlamentarischen Ankläger gestellt. Die Anklage richtet sich gegen den inzwischen zurückgetretenen Finanzminister Czechowicz. Jedermann weiß, daß Czechowicz selber sozusagen hier nur als Atrappe dient. Man wirft ihm einen Bruch der Verfassung vor; aber dieser Vorwurf soll niemanden anders als Josef Pilsudski treffen.

Auch Josef Pilsudski weiß das. Es hätte durchaus in seiner Macht gelegen, diesen Prozeß zu verhindern. In der ersten Aufwallung des

Jornes hat er diese Möglichkeit auch erwogen. Aber dann hat er doch den Dingen ihren Lauf gelassen. Es ist vielleicht besser, wenn diese ganze Komödie abrollt und in ihrem Verlauf der breiten Öffentlichkeit gezeigt wird, wer hier in Polen der Herr ist, Josef Pilsudski oder die Abgeordneten aus der Mädchenschule.

Der Vorsitzende des Staatsgerichtshofes fühlt sich in dieser Situation wahrscheinlich nicht besonders wohl. Sehr vorsichtig und sehr zurückhaltend vernimmt er die als Zeugen geladenen Minister und hervorragenden Politiker. Sehr schnell ergibt sich das Bild, das eigentlich niemanden überraschen kann, daß nämlich Josef Pilsudski auf fast allen Gebieten der Staatsverwaltung seine Entscheidungen trifft und die Minister diese Entscheidungen als Befehle ihres Marschalls ausführen. Dabei ist es gleichgültig, ob Josef Pilsudski selber an der Spitze eines Kabinetts steht oder ob er einem Kabinett nur in seiner Eigenschaft als Kriegsminister angehört.

Häufig genug äußert sich der Marschall jedoch nicht einmal ganz präzise zu den einzelnen Problemen. Aufgabe der Minister ist es dann, die Absichten des Marschalls aus halben Andeutungen oder kurz hingeworfenen Anweisungen zu erraten. Das ist keine leichte Arbeit, aber niemand von diesen Männern denkt auch daran, die ihm zuteilgewordene Aufgabe als leicht anzusehen.

Man könnte eigentlich bereits in diesem Stadium die ganze Verhandlung des Staatsgerichtshofes abbrechen. Wenn es überhaupt fraglich erscheinen konnte, wer die Politik im polnischen Staat bestimmt, dann ist bereits nach den ersten Zeugenvernehmungen eine solche Unklarheit nicht mehr möglich. Man hat also jetzt die Wahl, das Verfahren versacken zu lassen oder es als gegen Pilsudski selbst gerichteten politischen Stoß weiterzuführen.

Das ist die Entscheidung, die der Marschall selbst gewollt hat. In diesem Stadium des Prozesses erscheint er persönlich vor Gericht. Andere Zeugen sind selbstbewußt und sicher aufgetreten. Der Marschall erscheint als Herrscher. Schon in der Voruntersuchung hat er einmal zu Protokoll gegeben, daß er sich nicht nur als den Vorgesetzten

des angeklagten Finanzministers, sondern auch als den Vorgesetzten des Parlaments und des Staatsgerichtshofes betrachte. So und nicht anders tritt er jetzt auf. Begleitet von einem Duzend Offiziere erscheint der Marschall im Gerichtssaal. In ehrfurchtsvoller Erstarrung erheben sich Richter und Publikum. Der Vorsitzende unterbricht sofort die Vernehmung eines Zeugen, die gerade im Gange ist, und fragt den Marschall, ob er die Liebenswürdigkeit haben wolle, sich zu dem Prozeßgegenstand zu äußern.

Pilsudski will sich äußern. Dazu steht er hier. Er will unbedingt Klarheit schaffen, wie die Machtverhältnisse in Polen liegen und wer allein vor dem Volk und vor der Geschichte die Verantwortung trägt. Das Volk muß sehen und hören, daß Josef Pilsudski der allein entscheidende Faktor ist und bleibt, und daß eine Einmischung des Parlaments unter keinen Umständen geduldet werden wird.

An den Anfang seiner Erklärungen setzt der Marschall deshalb die Feststellung, daß der angeklagte Finanzminister Czechowicz alle Handlungen, die ihm hier zum Vorwurf gemacht werden, auf seinen, Josef Pilsudskis, ausdrücklichen und teilweise schriftlichen Befehl ausgeführt habe. Die Politik der Regierung gegenüber dem Parlament habe er sich stets vorbehalten. Er habe ausdrücklich verboten, vom Parlament in Form eines Nachtragsetats die Überschreitungen des Haushaltsplanes bewilligen zu lassen.

Und dann fährt der Marschall mit erhobener Stimme fort:

„Gestern abend in einer trüben Stunde habe ich zum ersten Male das Gesetz über den Staatsgerichtshof und die Anklageschrift gegen Czechowicz gelesen. Das Gesetz selbst finde ich ganz ungewöhnlich unsinnig. Und die Anklageschrift hat mich wie alles, was aus dem Sejm kommt, mit tiefem Widerwillen erfüllt. Ich kenne gewisse Puppen, die vorne und hinten denselben Laut von sich geben, wenn man sie auf den Bauch drückt. Eine Weile kann man vielleicht mit ihnen spielen. Aber wer das längere Zeit hindurch betreibt, verfällt rettungslos dem Blödsinn. So etwa sieht die ganze Arbeit des Sejms aus. Für den Staatsgerichtshof ist es ein übler Anfang, daß er seinen

ersten Prozeß gegen das Mitglied eines Kabinetts führt, an dessen Spitze ich, Pilsudski, gestanden habe."

Das ist deutlich genug. Und wer von den Anwesenden die Worte des Marshalls noch nicht verstanden haben sollte, der braucht nur in die Gesichter der ihn begleitenden Offiziere zu sehen, um zu wissen, daß hier der Mann gesprochen hat, auf dessen Wink hin — wenn es notwendig sein sollte — jede Opposition in kürzester Zeit zum Schweigen gebracht sein würde.

Bilder wie das hier kurz skizzierte haben sich in ähnlicher Form besonders in den ersten Jahren des Pilsudski-Regimes nach 1926 immer wieder ergeben. Sie sind in mancher Hinsicht wie die Mosaiksteine zu bewerten, aus denen sich das äußere Gemälde dessen zusammensetzt, was man als Pilsudski-Regime zu bezeichnen pflegt. Es ist klar, daß Josef Pilsudski sich für die Durchführung seiner Ideen vom polnischen Staat in erster Linie auf seine alten Mitarbeiter und auf die Armee stützen mußte. Das hat dazu geführt, daß man das Pilsudski-Regime sehr häufig als eine Art von verkappter Militärdiktatur betrachtet hat.

Wenn man nur die äußeren Erscheinungsformen sieht, so ist dieser Eindruck nicht einmal unter allen Umständen falsch. Pilsudskis Minister sind zumeist Offiziere gewesen, und jedenfalls haben in allen Kabinetten nach dem Jahre 1926 die Generäle und Obersten die ausschlaggebende Rolle gespielt. Aber diese Generäle und Obersten sind in vieler Hinsicht etwas ganz anderes, als was man sonst unter politisierenden Soldaten versteht. Sie sind ein ganz natürlicher Ausdruck dieses merkwürdigen, eigentlich nur aus der Geschichte des polnischen Freiheitskampfes und der in dieser Geschichte wurzelnden Persönlichkeit Josef Pilsudskis verständlichen Regierungssystems.

Der bewaffnete Kampf für die Freiheit Polens, der Kampf, den Kosciuszko begann, den die Legionen des Generals Dombrowski aufnahmen, der in den Aufständen von 1830, 1846/48 und 1863 weitergeführt wurde, und den schließlich Josef Pilsudski während seines ganzen Lebens niemals aufgegeben hat, war ein Kampf von Sol-

daten. Die soldatistische Tat war während dieser ganzen Epoche der polnischen Geschichte im Sinne des Freiheitskampfes die einzig wirkliche polnische Politik. In dem Augenblick, in dem der große nationale Freiheitskämpfer Pilsudski an der Spitze dieses Staates stand, war es infolgedessen nur eine Selbstverständlichkeit, daß die Politik von Männern gemacht werden mußte, die im Sinne des ganzen Freiheitskampfes politische Soldaten und soldatistische Politiker waren.

So allein ist die Entstehung des sogenannten Kreises der Obersten zu erklären, der heute sich bemüht, die Absichten des alternden Marschalls zu deuten und aus dieser Deutung reale polnische Politik zu gestalten.

Wer wollte bezweifeln, daß im Rahmen dieser Politik für parlamentarische Spielereien kein Platz sein kann?

Aber die Distanz zwischen der Realität des Lebens und den weitgesteckten und hohen Zielen Josef Pilsudskis ist in den Jahren nach 1926 manches Mal erschreckend groß gewesen. Da war die materielle und finanzielle Abhängigkeit vom Westen. Da war die komplizierte außenpolitische Situation Polens, die in dem Spannungsverhältnis zu Rußland und Deutschland ihren beredtesten Ausdruck fand. Da war schließlich die große Weltkrise, deren katastrophale Wirkungen auch in Polen aufs stärkste fühlbar wurden.

Alle diese Realitäten haben naturnotwendig auf der einen Seite die praktische Aufbauarbeit der Regierung gehemmt und auf der anderen Seite der aus innerer Abneigung oder aus Unverständnis hervorquellenden Opposition immer neue Nahrung gegeben.

So konnte es geschehen, daß allmählich die Verbindung Josef Pilsudskis mit der Masse seines Volkes sich immer mehr zu lockern schien — wenigstens konnte der Außenstehende diesen Eindruck gewinnen. Im Kreise der alten und jungen Mitarbeiter des Marschalls hat man derartige Möglichkeiten allerdings stets auf das schärfste in Abrede gestellt. Wie weit das der tatsächlichen Sachlage entsprach, oder wie weit es aus einleuchtender politischer Notwendigkeit geschah, ist für den Nichtpolen sehr schwer zu beurteilen. Besonders hat man denn an

offizieller polnischer Stelle sich immer mit Energie dagegen verwahrt, der nationaldemokratischen Opposition, die ihre Hand besonders nach der jüngeren Intelligenz ausstreckte, eine ernsthafte Bedeutung zuzubilligen. Eine akute und das Staatsgefüge des Pilsudski-Regimes bedrohende Gefahr ist tatsächlich diese Opposition auch wohl in den Jahren nach 1926 zu keinem Zeitpunkte gewesen. Aber sie war da, und der alte Marschall selbst hat trotz sehr betonter Zurückhaltung in rein innerpolitischen und wirtschaftlichen Fragen ihrer Existenz zum mindesten in indirekter Form Rechnung getragen.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, schon sehr bald nach 1926 seinem Lande in Form einer neuen Verfassung den staatsrechtlichen Überbau zu geben, der seinen persönlichen Auffassungen von dem entsprach, was für das polnische Volk gut und notwendig war. Er hätte diese Verfassung, die in gewisser Beziehung die Verankerung seines Lebenswerkes darstellen soll und muß, befehlen, er hätte sie oktroyieren können. Er hat das nicht getan. Wahrscheinlich wohl — so wenigstens deuten seine Mitarbeiter die Haltung des Marschalls in der Verfassungsfrage — weil er eben nicht zu oktroyieren wünschte, was das Volk verstehen sollte, um es in seiner wirklichen Bedeutung würdigen zu können. Er gewährte Zeit, um Verständnis für seine Staatsauffassung und damit auch für die Formen, die er dem von ihm erbauten Staatsgefüge zu geben wünschte, im Volke erwachsen zu lassen.

Diese Tendenz einer von den Mitarbeitern des Marschalls im erzieherischen Sinne gedeuteten Zurückhaltung in Fragen der reinen Innenpolitik und der Wirtschaftspolitik finden wir auch an anderen Stellen und in anderen Fragen. Sie ist beinahe ein besonders typisches Merkmal dessen, was man gemeinhin als Pilsudski-Regime zu bezeichnen pflegt. Die ganze Art und Weise, in der der Marschall durch Auswahl seiner Mitarbeiter und durch die Besetzung der wichtigen und bedeutungsvollen Ministerposten diesen Erziehungsgedanken sowohl dem Volke wie seinen Mitarbeitern gegenüber zum Ausdruck bringt, hat im Auslande häufig dazu geführt, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden Wechsel in den führenden Regie-

rungsstellen als eine Art von Unsicherheit zu deuten. Das ist nach Auffassung der Männer, die den Marschall genau kennen und die als seine politischen Soldaten unter ihm arbeiten, nicht richtig. Wenn mit einer gewissen Regelmäßigkeit etwa jedes Jahr einmal gewisse Umbesetzungen in der Regierung erfolgen, so wird das im Kreise der Mitarbeiter des Marschalls so gedeutet, daß dadurch gerade jenen jüngeren Kräften, die ja einmal das Werk des Marschalls fortführen sollen, Gelegenheit gegeben werden soll, sich an verantwortlicher und führender Stelle in die verschiedenen schwierigen Einzelprobleme einzuarbeiten.

Da der Marschall selbst fast nie mehr mit großen programmatischen Reden oder Erklärungen an die Öffentlichkeit tritt, ist es für den Außenstehenden ungemein schwierig, zu beurteilen, wieweit die im Mitarbeiterkreise Pilsudskis in dieser Hinsicht geäußerten Anschauungen im tiefsten zutreffen oder wieweit sie nur politisch notwendige Motivierungen für sonst nicht immer verständliche innerpolitische Vorgänge in Polen sind.

Eines allerdings läßt sich selbst bei einem gewissen Skeptizismus nicht leugnen; das Regierungssystem des Marschalls hat gerade unter seinen jüngeren Mitarbeitern eine ganze Reihe von Männern nach vorne gebracht, die sehr wohl den Anspruch darauf erheben dürfen, daß man sie im Auslande als die kommenden Vollstrecker und Vollender des großen Lebenswerkes ihres Marschalls betrachtet. Namen wie die der Ministerpräsidenten Jędrzejewicz, Prystor, Światłski und Rożnowski sind auch im Auslande bekannt geworden. Andere, die der Nichtpole nicht oder kaum kennt, stehen ihnen an Wert und Bedeutung nicht nach.

In all diesen Männern, die bereits an verantwortlicher Stelle gestanden haben, die Ministerposten bekleiden oder sie wieder bekleiden werden, brennt der Wille, das Werk des Marschalls zu bewahren und in gewisser Beziehung auch zu vollenden.

Der Weg soll zur polnischen Großmacht gehen. Dazu ist es notwendig, die inneren Kräfte zusammenzufassen und in der Praxis die Erziehungsarbeit zu leisten und zu vollenden, die Józef Piłsudski

glauben konnte, durch seine persönliche Leistung und sein persönliches Vorleben durchführen zu können. Die Staatsidee Józef Piłsudskis soll und muß die tragende Säule einer kommenden polnischen Großmacht sein. Diese Staatsidee, die in sozialistischem Gemeinschaftsgefühl wurzelt und ihren Ausdruck im sozialistischen Gemeinschaftshandeln findet.

Die Opposition der Nationaldemokraten hat in den letzten Jahren hauptsächlich mit dem Argument gearbeitet, daß das Piłsudski-Regime es nicht verstanden habe, der polnischen Nation das notwendige Maß an außenpolitischer Sicherheit zu verschaffen. So war es möglich, daß die Nationaldemokraten, besonders in den Augen der Jugend, immer mehr zum Hüter des teuer erkämpften polnischen Nationalgutes der Freiheit und der Unabhängigkeit wurden. An diesem Punkte mußten die jungen Mitarbeiter Piłsudskis einsehen. Einer der Fähigsten von ihnen, Oberst Beck, übernahm die Leitung der polnischen Außenpolitik und verließ sehr bald die bereits ein wenig ausgefahrenen Geleise, in denen die Außenpolitik Polens sich in den letzten Jahren bewegt hatte. Die Überlegungen, die ihn bei der Inangriffnahme einer neuen polnischen Außenpolitik leiteten, waren etwa die folgenden:

Die innere Konsolidierung, die die Voraussetzung zur Erringung der vom Marschall angestrebten Großmachtsstellung Polens bilden muß, ist nur durchzuführen, wenn der Rechtsopposition ihre Argumente der außenpolitischen Unsicherheit aus der Hand geschlagen werden. Polen war in dem Augenblick, in dem Oberst Beck die Zügel der Außenpolitik übernahm, eingeklemmt zwischen Rußland und Deutschland. Die Spannungen, die das Entstehen des neuen polnischen Staates notwendigerweise im Gefolge gehabt hatte, waren in der ganzen vergangenen Zeit nicht vermindert worden. Sie hatten sich im Gegenteil immer mehr verschärft. Es bestand theoretisch die Möglichkeit, sich gleichzeitig mit Rußland und Deutschland über eine Vereinigung des Verhältnisses zu unterhalten. Aber das hätte Zugeständnisse gekostet, die wiederum den innerpolitischen Gegnern des

Pilsudskis-Regimes Wasser auf die Mühlen gegeben hätten. Oberst Beck ging deshalb den Weg, zunächst eine Verständigung mit Rußland zu suchen. Das gelang ihm in überraschend kurzer Zeit. Es kam zum Abschluß eines russisch-polnischen Nicht-Angriffsvertrages, der politisch und strategisch für Polen nach Osten hin eine sehr fühlbare Erleichterung darstellt.

Die Vereinigung des Verhältnisses zu Rußland war nur der erste Schritt. Ihm mußte logischerweise die Unterhaltung mit Deutschland folgen. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland war von den extrem-deutschfeindlichen Nationaldemokraten in den vergangenen Jahren immer wieder als der akute Gefahrenpunkt für Polen hingestellt worden. Wenn erst Hitler regiert, so wurde in hunderten und tausenden von Agitationsreden erklärt, dann wird sofort der deutsche Generalangriff gegen Polen beginnen. Die betonte und konsequente Friedenspolitik Adolf Hitlers war deshalb innerpolitisch für die Nationaldemokraten eine schwere Enttäuschung und erleichterte dem Obersten Beck die Durchführung seiner Absichten sehr wesentlich. Es kam zu den Unterhaltungen Adolf Hitlers mit dem neu nach Berlin entsandten Gesandten Lipski. Es folgten die Verhandlungen über einen zehnjährigen deutsch-polnischen Friedenspakt und in ihrer Konsequenz endlich die Beendigung des langjährigen deutsch-polnischen Handelskrieges.

Die stark innerpolitisch ausgerichtete und bedingte Außenpolitik des Obersten Beck hatte damit ihren zweiten großen Erfolg zu verzeichnen. Die Opposition konnte sich nicht mehr dahinter verschanzen, daß sie ihren Kampf gegen das Pilsudski-Regime nur deshalb führe, weil dieses System in seinen außenpolitischen Konsequenzen eine unmittelbare Gefährdung der Lebensinteressen Polens darstelle. In dieser Hinsicht war die Situation des Obersten Beck der des deutschen Kanzlers Adolf Hitler nicht ganz unähnlich. Auch in Deutschland hatten ja die inneren Feinde des Nationalsozialismus immer wieder mit dem Argument gearbeitet, daß die Machtübernahme durch Adolf Hitler eine unmittelbare Kriegsgefahr zur Folge haben werde.

Das Polen Josef Pilsudskis hat sich damit nach außen hin das Maß an freier Hand und Beruhigung geschaffen, das notwendig erschien, um die inneren Aufgaben lösen zu können. Die dauernde außenpolitische Beunruhigung hatte nämlich auch nach der wirtschaftlichen Seite hin sehr schwerwiegende Folgen. So lange die außenpolitische Lage unsicher und gefährdend erschien, so lange insbesondere mit der deutschen Gefahr politische Geschäfte gemacht werden konnten, war die polnische Politik zu einer absolut hundertprozentigen Anlehnung an Frankreich gezwungen. Diese politische Abhängigkeit ließ sich jedoch von einer starken wirtschaftlichen Abhängigkeit besonders in finanzieller Beziehung nicht trennen. Die planwirtschaftlichen und staatssozialistischen Ideen, die, aus der Erkenntnis der tieferen Absichten Pilsudskis herrührend, schon seit Jahren in den Kreisen der jüngeren Obersten erörtert wurden, stießen immer wieder in der Praxis auf den Widerstand der rein privatkapitalistisch interessierten französischen Finanzmacht. Diese Hemmungen und Widerstände fanden zwar nicht in offenem Konflikt ihren Ausdruck; aber die natürlich auch in Polen vorhandenen rein privatkapitalistisch interessierten Kräfte konnten sich immer wieder auf ihre französischen Freunde stützen, und diese französischen Freunde waren so lange überhaupt nicht zu entbehren, als die ganze außenpolitische Situation Polens noch ungeklärt zu sein schien.

Die von Oberst Beck durch seine Verträge mit Rußland und Deutschland geschaffene Beruhigung gibt also auch nach der wirtschaftlichen Seite hin der polnischen Regierung eine größere Bewegungsfreiheit, als sie bisher je gehabt hat.

Alle diese Überlegungen sind im Schoße der polnischen Regierung unzweifelhaft vorgenommen worden, und diese Überlegungen geben auch einigermaßen zwanglos die Erklärung dafür, daß der Marschall selbst dem Arrangement mit Rußland seine Zustimmung gegeben hat. Pilsudski, der sich selbst einmal als Romantiker der Idee und als Realisten der Tat bezeichnet hatte, ist nicht der Mann, sein staatspolitisches Handeln durch Ressentiments beeinflussen zu lassen. Der größte und

schwerste Kampf seines Lebens ist gegen Rußland geführt worden. Unzweifelhaft hat der alte Marschall niemals vergessen, was Rußland seinem Volke in den Jahrzehnten der Knechtschaft angetan hat. Er kann das nicht vergessen haben, ebensowenig wie er in der Lage ist, und wie er gewillt sein wird, wichtigste und bedeutungsvollste Abschnitte seines Lebenskampfes zu vergessen. Die Möglichkeit zur Verwirklichung des Sozialismus, wie er ihn stets verstanden hat, schien ihm nur gegeben zu sein, wenn wenigstens für einen gewissen Abschnitt der Zukunft ein freund-nachbarliches Verhältnis zu Rußland hergestellt wurde. Man wird also wahrscheinlich nicht irren, wenn man nicht zuletzt aus der Tatsache des Abschlusses der polnisch-russischen Verträge den Schluß zieht, daß Josef Pilsudski und seine jungen Mitarbeiter jetzt allmählich die Zeit für gekommen halten, um auch wirtschaftlich jene planvolle und in mancher Beziehung staatssozialistisch ausgerichtete Konsolidierung herbeizuführen, die aus der polnischen Wirtschaft ein geeignetes Instrument zur Erringung der Großmachstellung Polens im Sinne des Marschalls machen kann.

So fügt sich das Bild des Werdens des neuen polnischen Staates am Lebensabend Josef Pilsudskis allmählich zu einem einheitlichen Ganzen, das die klare Zielsehung des Marschalls von neuem erkennen läßt.

Noch ist das Ziel selbst nicht erreicht. Noch sind die inneren Widerstände in Polen keineswegs alle überwunden. Aber eines läßt sich bereits heute feststellen: die junge Generation des polnischen Volkes beginnt die Staatsidee ihres großen Führers allmählich in ihrer ganzen umfassenden Tiefe zu verstehen. Und Josef Pilsudski wird auch in der fast einsiedlerischen Zurückgezogenheit seines Lebens im Belvedere-schloß fühlen und empfinden, daß das Werk, das er in seinem Leben aufgebaut hat, allmählich von der jungen Generation immer mehr verstanden und innerlich erfaßt wird.

Er wird eines Tages in Frieden die Augen schließen können, da es ihm vergönnt ist, zu sehen, wie eine neue Generation sein Werk in starken Händen bewahrt.

Inhaltsübersicht

	Seite
Einleitung	5
1. Der Henker regiert	9
2. Der Kampf beginnt	20
3. Spiel mit dem Wahnsinn	30
4. Der Führer der Bojowka	41
5. Der Endkampf um das Reich	56
6. Zum letzten Male Gefangener	64
7. Das Wunder an der Weichsel	82
8. Der Staatsstreich	105
9. Das Pilsudski-Regime	132

In der Reihe „Männer und Mächte“ erschienen u. a. ferner:

Dr. Helmut Mager's

Roosevelt

Ein Revolutionär aus common sense

Eine gründliche, leicht faßliche Einführung in das Wesen des heutigen Amerika, das sich — ähnlich dem heutigen Deutschland — um eine grundsätzlich neue und bessere Ordnung seines Lebens bemüht. Die Ursachen für den Zusammenbruch des Amerika der Nachkriegsblüte werden klargelegt, und deutlich ist zu erkennen, daß es sich bei Roosevelts Versuch, das Land wieder aufzurichten, um eine echte Revolution im Bereich der Wirtschaft handelt. Als treibende Kraft tritt dabei die bedeutende Führerpersönlichkeit des Präsidenten Roosevelt plastisch hervor. Geleitwort vom amerikanischen Botschafter, Professor Dodd.

Kartoniert 2.40 RM, Leinen 3.40 RM.

Fritz Rössler

Kemal Pascha

Die Persönlichkeit des türkischen Staatspräsidenten und seine großen staatsmännischen Leistungen sind in Deutschland wenig bekannt. Obwohl es gerade für uns Deutsche nicht gleichgültig sein kann, zu wissen, mit welchen Mitteln sich die Türken schon vor über 10 Jahren von allen Einflüssen ausländischer Mächte frei gemacht haben und wie die Türkei unter Kemal Paschas sicherer Führung wieder zu einer achtungsgebietenden Nation geworden ist. Dieses neue „Kemal“-Buch, das ein guter Kenner der türkischen Verhältnisse schrieb, gibt jedem die Möglichkeit, sich selbst ein Urteil über die neue Türkei und ihren Führer zu bilden.

Kartoniert 4 RM, Leinen 4.80 RM.

K. Kittlers Verlag GmbH., Berlin W 35

In der Reihe „Männer und Mächte“ erschienen u. a. ferner:

Dr. Johann von Leers

Adolf Hitler

Ein mit hinreißender Begeisterung geschriebenes, Begeisterung weckendes Buch eines alten nationalsozialistischen Kämpfers über seinen Führer. Es berichtet von Hitlers Jugend und ersten Mannesjahren, von den Anfängen der Bewegung, dem mühsamen Aufstieg, dem endgültigen Sieg.

Völkischer Beobachter:

„Ein ausgezeichnetes Büchlein. Geschrieben mit Kenntniss, mit Temperament und innerer Hingebung.“

Kartoniert 2 RM, Leinen 3 RM.

Dr. Franz Reuter

Schacht

Die erste authentische Biographie des Reichsbankpräsidenten. Ein eindrucksvolles Bild des Wirtschaftsführers, Politikers und Menschen Schacht. Seine Jugend, Studienjahre und erste Berufstätigkeit. Seine Bewährung als Wirtschaftsführer und seine politische Mission.

Durch seine Betrauung mit der Führung des Reichswirtschaftsministeriums ist Dr. Schacht zu einer wirtschaftspolitischen Führerstellung gelangt, wie es sie bisher noch nicht gegeben hat. In seiner Hand liegt das Schicksal der deutschen Wirtschaft!

Kartoniert 2.40 RM, Leinen 3.40 RM.

K. Kittlers Verlag GmbH., Berlin W 35

